

M. J. Lightner  
**Blut des Ozeans**

M. J. Lightner

# Blut des Ozeans



Auflage 2020

Umschlaggestaltung und Umschlagrechte:  
© T. C., Tomfloor Verlag  
Umschlagbild: lizenziertes Bildmaterial Adobe Stock

Druck in Deutschland

ISBN 9783964640277

Tomfloor Verlag  
Thomas Funk  
Alex-Gugler-Straße 5  
83666 Waakirchen  
<https://tomfloor-verlag.com>

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

*Für alle Weltenbummler und Geschichtensammler.  
Ihr seid unvergessen.*

## Prolog

### Kassandra

Als ich an die Marmorsäule gelehnt in den nachtschwarzen Himmel blickte, überkam mich ein Frösteln. Ich kannte dieses Gefühl. Es war mir so vertraut wie das Blau meiner Augen, das Weiß des Marmors und die goldenen Fesseln, die ich mir selbst auferlegt hatte. Ich war so dumm gewesen.

Schluss damit, die Vergangenheit musste man ruhen lassen. Mit diesem Gedanken brachte ich die Erinnerung meist zum Schweigen, so auch heute. Trotzdem überlief mich ein erneutes Frösteln, als ob jemand über mein Grab ginge. Ich hüllte mich enger in meinen Umhang, den ich über der Tunika trug, um die Kälte abzuwehren. Noch einmal blickte ich in den Himmel zu Orion, dem Sternbild, dann wandte ich mich seufzend meinen Gemächern zu. Ich lebte in einem Palast, der dem Olymp nachempfunden war. Überall standen Statuen und Büsten der zwölf großen Götter. Die Säulen und Böden glänzten in feinstem Marmor. Wandteppiche aus Seide schmückten jeden Raum. Überall gab es kostbare Gegenstände aus Bronze, Silber und Gold, manche waren sogar mit kostbaren Juwelen verziert. Ohne Frage, mein Domizil war prachtvoll und beeindruckend. Dennoch lebte ich in einem Käfig. Ein goldener Käfig, der erschaffen worden war, um das Orakel gefangen zu halten. Das Orakel, ja. Das war ich, Kassandra.

Ich, die große Seherin, Dienerin des Apollon und Tochter der Moiren, die seit meinem vierzehnten Lebensjahr versteckt wurde. Auf meinen eigenen Wunsch hin, denn das Orakel konnte sich nur freiwillig dazu entschließen, die Gabe des Sehens anzunehmen. Es blieb das Orakel und am Leben, bis das nächste geboren wurde und sich dazu bereit erklärte, ihr die Gabe abzunehmen. Solange steckte ich in dem Körper einer vierzehnjährigen Jungfrau fest, und das schon seit sehr,

sehr langer Zeit.

Ich ging den breiten Flur entlang, weg vom Balkon und den Erinnerungen, vorbei an den unzähligen Porträts der früheren Orakel. An manchen waren nicht nur der Name, das Geburts- und Sterbedatum auf der Unterseite des Bildes vermerkt, sondern auch ihre Heldentaten. Oder besser gesagt: Man hatte dort die Namen der Helden verewigt, denen meine Vorgänger geholfen oder denen sie große Weissagungen gemacht hatten. Doch es stand nie dabei, wie diese Weissagungen ausgegangen waren oder was mit den Helden passiert war.

Hastig eilte ich den Gang entlang, verfolgt von den starren Blicken der Orakel. Ein Pochen hatte sich in meinem Kopf breitgemacht, bald würde ich wieder einen Anfall bekommen. Pochende Kopfschmerzen, seltsames Frösteln und Schweißausbrüche waren zuverlässige Anzeichen dafür, dass ich bald wieder etwas vorhersehen würde.

Ich stieß die große Eichenflügeltür auf und betrat meinen Lieblingsraum, das Atelier. Sobald die Tür aufschwang, entzündeten sich die viele Kerzen, die in den Wand- und Bodenleuchtern steckten. Sie tauchten das Zimmer in ein warmes, angenehmes Licht. Es war unaufgeräumt und schmutzig und trotzdem oder gerade deswegen gemütlich und einladend. Auf der rechten Seite türmten sich unzählige bemalte und unbemalte Leinwände. Auf der linken Seite thronte ein ausladender, mit Ornamenten verzierter Schreibtisch aus dunklem Holz. Mahagoni, wie ich vermutete. In dem Schreibtisch verbargen sich viele Schubladen, die bis zum Rand mit Pinseln jeder Form und Größe gefüllt waren. Über die Jahre war eine beachtliche Anzahl davon in meinen Besitz gekommen. Farbtopfe und Tuben in allen Farben ruhten auf dem Schreibtisch.

Den meisten Platz beanspruchte jedoch die stattliche Staffelei. Sie stand in der Mitte des geräumigen Ateliers und war auf die Fensterfront gerichtet, damit ich, wenn ich malte, auf das Meer hinausblicken konnte.

Im hinteren Bereich des Raums stand eine kleine dunkel-

grüne Couch, die man auf den ersten Blick leicht übersah.

Mit ein paar großen Schritten überwand ich die Distanz zu dem Möbelstück und ließ mich seufzend auf ihm nieder. Das Pochen in meinem Schädel wurde schlimmer, also schloss ich die Augen. Gleichzeitig bemerkte ich jedoch, wie sich meine Nackenhaare aufstellten.

»Du kommst spät.« Ich linste durch meine dunklen Wimpern.

»Ich hatte noch etwas zu erledigen. Du glaubst ja gar nicht, wie schwierig es war, durch den ganzen Verkehr hierherzukommen!« Grinsend kam der junge, gut aussehende, schwarzhaarige Typ auf mich zu und setzte sich neben mich. Ich registrierte am Rande, dass er nur kurze braune Shorts trug. Beide Arme auf der Rückenlehne ausgebreitet, musterte er mich. Nichts ließ darauf schließen, dass er irgendetwas Übernatürliches an sich hätte. Na gut, seine wohldefinierten Muskeln waren wirklich nicht von dieser Welt, aber ansonsten wirkte er vollkommen normal und menschlich. Nur seine Augen verrieten ihn. Sie funkelten goldenen, golden wie die Sonne, wenn sie gerade ihren Zenit erreichte. Ja, Apollon hatte sich mal wieder selbst übertroffen.

Unvermittelt stöhnte ich auf. Das Pochen wurde immer heftiger und Schweißperlen bildeten sich auf meiner Stirn. »Es geht wieder los, aber ... es tut so weh«, stieß ich hervor.

Apollon runzelte die Stirn. »Glaubst du, dass es dieses Mal anders ist?«

Bei den Göttern, der konnte vielleicht Fragen stellen! »Woher soll ich das denn bitte wissen? Du bist doch hier der Gott.« Das war etwas zu schroff, aber jetzt gerade kümmerte es mich nicht. Die Schmerzen wurden unerträglich. Ein Ruck fuhr durch meinen Körper, mein Kopf sackte nach vorne, und ich spürte die unheimliche Macht, die mich immer ergriff, wenn ich eine Prophezeiung verkündete.

Apollon war inzwischen aufgesprungen und kniete vor mir. »Großes Orakel, bitte teile deine Weisheit mit mir«, flüsterte

er zu meinen Knien.

Schlagartig steigerte sich der Schmerz, und mein Mund öffnete sich, ohne dass ich etwas dagegen hätte tun können. Die Parzen ergriffen Besitz von meinem Körper und erfüllten ihn mit jenen unheimlichen Worten, die ich mein Leben lang nie wieder vergessen würde.

*»Den großen Göttern werden zwölf geboren.*

*Sechs, als Krieger auserwählt, große Macht ihnen zugezählt.*

*Eines, unterm Unglücksstern geboren, ist zum Helden auserkoren.*

*Eines sieht des Wahren Lüge, trägt in sich die Herzensgüte.*

*Eines Heros Macht in ihm verschlungen, bringt neue Hoffnung, wenn Ängste bezwungen.*

*Ein Heros, dessen Kräfte sich kaum zeigen, vor ihm sich wird der rechte Weg verneigen.*

*Eines wendet sich zum dunklen Pfad, geführt durch des Vaters Tat.*

*Eines, das die Rettung bringt, mit der wahren Macht es alles bezwingt ...«*

Ich sackte zusammen und fiel seitlich auf die Couch. Müdigkeit und Erschöpfung übermannten mich. Diese Prophezeiung hatte mich viel Kraft gekostet. Langsam öffnete ich die Augen und sah Apollon an. Er starrte mich mit weit aufgerissenen Augen an und versuchte etwas zu sagen.

»W-was ... hat das zu be-bedeuten?«, war alles, was aus seinem entzückenden Mund kam. Anscheinend hatte der Gott der Sonne in Sekundenbruchteilen verlernt, sein Hirn zu benutzen.

»Ich bin zwar keine Expertin«, witzelte ich mit schwacher Stimme, »aber ich glaube, das war eine Prophezeiung.«

Apollon blitzte mich wütend an. »Das weiß ich selbst«, giftete er. Seine Augen schienen Funken zu sprühen. »Aber wovon? *Den großen Göttern werden zwölf geboren?*« Langsam stand er auf und marschierte in meinem Atelier auf und ab, während er immer wieder diese eine Zeile wiederholte.

Unterdessen versuchte ich, mich aufzusetzen und den Schwindel zu unterdrücken, der mich dabei überkam.

»Halbgötter ... Das kann doch nicht sein. Soweit ich weiß, gibt es aktuell nur fünf von ihnen. Können Halbgötter uns tatsächlich schaden oder gar vernichten?« Er blickte mich an, ohne mich wirklich zu sehen.

Es war nicht nötig, auf seine Frage zu antworten, denn Apollon war ein Meister darin, mit sich selbst zu reden. Außerdem wurden meine Lider träge, die Müdigkeit begann, meinen Körper zu überfluten.

»Ich muss Zeus warnen. Es könnte sein, dass du die nächste große Prophezeiung ausgesprochen hast, Cassandra.«

Noch bevor er zu Ende gesprochen hatte, war er auch schon in einem gleißend weißen Licht verschwunden. Im Atelier war es jetzt dunkel und kalt. Ich beschloss, mir noch schnell etwas zu essen aus der Küche zu holen und dann gleich schlafen zu gehen. Dieser Kräfteverlust war neu für mich. Als ich aufstand, schüttelte es mich jedoch erneut. Bevor ich verstand, was los war, hatten die Parzen ein weiteres Mal von mir Besitz ergriffen. Meine Augen verdrehten sich, und der Schmerz in meinem Kopf nahm wieder zu, als die Worte meinem Mund verließen.

*»Eines verschwunden, wo alles begann, Kräfte unbezwungen, glaubt nur daran.«*

Das war zu viel für meinen Körper. Ich fiel rücklings auf etwas Weiches, und alles wurde dunkel.

## Kapitel 1

Als ich die Augen aufschlug, war ich schweißgebadet. Zu meiner Erleichterung lag ich jedoch in meinem Zimmer, im Bett. Es war noch dunkel.

Seit Längerem hatte ich diese Träume. Träume, in denen ich ruhelos durch einen prachtvollen Palast wanderte und immer wieder vor einer unbemalten Leinwand stehen blieb. Oder Träume, in denen ich Monstern in die Augen blickte und ein kleines Mädchen sah, das sich vor Schmerzen zu meinen Füßen krümmte. Und immer wieder war da dieses hohe, bittere Lachen, das ich einfach nicht vergessen konnte.

Ich setzte mich auf und sah auf die Uhr. Es war noch früh, aber es war wieder so weit. Heute war mein Geburtstag, ich wurde siebzehn. Bei Gott, wie ich sie hasste, diese dämliche Frage »Wie fühlt man sich so, jetzt, wo man ein Jahr älter ist?« Mann, ich hatte doch selbst keine Ahnung. Ich fühlte mich immer noch wie das tollpatschige, Fantasybücher lesende, komische sechzehnjährige Mädchen, das ich gestern Abend noch gewesen war.

Es war nicht so, dass ich es nicht mochte, Geburtstag zu haben, nein, so war das ganz und gar nicht. Ich hasste es nur, an meinem Geburtstag zu Hause zu sein, wegen Mom.

Seit meiner Geburt litt sie unter schweren Depressionen, die manchmal tagelang andauerten. Dazu kamen Wahnvorstellungen, die sie und auch mich völlig verrückt machten. An meinem Geburtstag war es immer besonders schlimm. Ich wusste genau, was mich erwartete: Sie würde sich frühmorgens auf unser abgewetztes rotes Sofa setzen, ein altes Fotoalbum von mir aufschlagen und es durchblättern. Irgendwann würde sie zu weinen anfangen und erst aufhören, wenn die Sonne untergegangen wäre.

Diesem Drama versuchte ich jedes Jahr aus dem Weg zu

gehen, indem ich einfach schon etwas früher aufstand und mich aus dem Haus schlich, bevor sie wach wurde.

Mit einem weiteren Blick auf die Uhr schwang ich die Beine aus dem Bett und stand auf. Mein Zimmer war dafür, dass unser Haus eher klein war, sehr groß, und es war alles in hellen Blau-, Lila- und Weißtönen gehalten. Wenn man den Raum betrat, sah man gleich mein riesiges weißes, mit Ornamenten verziertes Bett. Es war ein Doppelbett, ich brauchte einfach Platz zum Schlafen, und am Fußende stand ein Fernseher. Da die komplette rechte Seite meines Zimmers aus einem Fenster und einer Lesenische bestand, hatte mein Schreibtisch in die Ecke hinter den Fernseher ziehen müssen. Neben meinem Bett stand noch der alte Kleiderschrank, aber mein ganzer Stolz war mein Bücherregal, das von einer Seite des Zimmers bis zur anderen reichte. Die komplette Türseite war voll mit Büchern. Sogar vor meinem Bett türmte sich ein riesiger Stapel mit Schätzen, die ich noch diese Woche lesen wollte. Ein paar lagen auch verstreut auf meinem flauschigen weißen Teppich. Bücher waren einfach was Tolles, denn mit ihnen konnte ich reisen, wohin ich wollte.

Auf dem Weg zum Kleiderschrank knipste ich mein Nachtlämpchen an, das auf dem Boden stand. Immer noch über den Traum nachgrübelnd, öffnete ich eine Flügeltür meines Schrankes und kramte ein schwarzes enges Top mit V-Ausschnitt und dazu passende Shorts heraus. Man konnte nicht gerade behaupten, dass ich der Oberbringer in Sachen Mode gewesen wäre, doch das war mir vollkommen egal.

An der Innenseite der Schranktür hing ein großer Spiegel, und ein ovales, schmales Gesicht, umrahmt von goldbraunen Haaren, die mir bis zum Schulterblatt reichten, sah mich daraus an. Ich war nicht hässlich, aber auch nicht schön. Keine hohen Wangenknochen, und meine etwas zu große Unterlippe war alles andere als perfekt. Das einzig Besondere an mir waren meine Augen. Sie hatten eine ganz besondere Farbe, nämlich Türkis. Manche sagten, es sei Eisblau oder Himmel-

blau, aber für mich war diese Farbe schon immer Türkis gewesen und würde es auch bleiben.

Ich schloss die Flügeltür und wandte mich zu meinem Schreibtisch um, wo meine heiß geliebte Sporttasche lag. Sie war schwarz mit dunkelblauen Streifen darauf. Schnell stopfte ich Wechselsachen, Schwimmsachen, Taucherbrille und ein Handtuch hinein. Meine Haare ließ ich offen, da sie nachher eh wieder nass werden würden. Auf dem Weg nach unten in die Küche konnte ich das merkwürdige Gefühl, dass der Traum hinterlassen hatte, noch immer nicht abschütteln.

Barfuß stapfte ich auf die Küchentheke zu und legte meine Sporttasche auf einen der roten Barhocker. Auf der Marmorplatte lagen zwei kleine Päckchen und ein Cupcake mit blauem Frosting und einer Geburtstagskerze darauf. Dad musste gewusst haben, dass ich vor dem Abend nicht wieder nach Hause kommen würde, also hatte er mir meine Geschenke schon bereitgelegt.

Mit einem kleinen Lächeln schnappte ich mir das erste Päckchen. Silbernes Geschenkpapier und eine nicht dazu passende orange Schleife zierten das größere der beiden. Unachtsam riss ich das Papier ab, und zum Vorschein kam ein Buch. *Griechische Götter von A bis Z* prangte in goldenen Lettern auf dem Cover, genau mein Geschmack.

Ich stopfte das Buch in meine Tasche, fest entschlossen, es heute noch zu lesen, und nahm das zweite, kleinere Päckchen in die Hand. Das dunkelblaue Papier wurde nur durch ein zartes, silbernes Band an seinem Platz gehalten. Es sah so zerbrechlich aus, dass ich das Band ganz vorsichtig zwischen Daumen und Zeigefinger nahm und nur ganz leicht daran zog. Eine weitere kleine Schachtel kam zum Vorschein, auf der ein Zettel befestigt war:

*Für Leona – möge dein Leben voller Magie sein.*

Es stand kein Absender darunter.

Mit einem Achselzucken legte ich den Zettel beiseite und öffnete den Deckel der Schachtel. Darin lag, auf weißen Samt

gebettet, ein daumennagelgroßer, tränenförmiger Edelstein, der an einer Silberkette befestigt war. Der Edelstein funkelte wie die Tiefen des Ozeans. Ich kannte mich nicht wirklich mit Schmuck aus, aber ich vermutete, dass dieser Stein entweder ein blauer Diamant oder ein Saphir war.

Sekunde: Wer würde mir so ein teures Geschenk machen?

Trotzdem konnte ich nicht widerstehen und legte mir die Kette um. Der Stein schmiegte sich perfekt in die Kuhle an meinem Hals. Das Schmuckstück war wie für mich gemacht. Dennoch war es auch irgendwie unheimlich, denn sobald der Stein meine Haut berührte, verstärkte sich das ungute Gefühl meines Traumes.

Unsinn! Ich schüttelte den Kopf. Die Kette konnte nur von meinem Dad stammen, und daran war gar nichts Gruseliges. Ich nahm mir vor, mich heute Abend bei ihm für das tolle Geschenk zu bedanken, schnappte mir den Cupcake und biss einmal herzhaft hinein. Der süße Geschmack köstlicher Schokolade breitete sich in meinem Mund aus und ließ die letzten Zweifel verschwinden.

Auf dem Weg in den Flur überlegte ich, was ich heute unternehmen sollte, um nicht so früh nach Hause kommen zu müssen. Es kamen nur zwei Möglichkeiten infrage. Entweder ich ritt mit Kalypso aus, oder ich schleifte Miranda, meine beste und einzige Freundin, in das neu eröffnete Café und erbettelte mir zu meinem Geburtstag einen Spezial Smoothie. Beide Möglichkeiten hatten ihren Reiz. Ich beschloss, die Entscheidung auf später zu verschieben.

Ich schlüpfte in meine geliebten blauen Sandalen und wollte gerade meine Tasche holen, als mir einfiel, dass meine Schultasche noch in meinem Zimmer lag. Schnell spurtete ich die Treppe hoch, zurück in mein Zimmer, blickte mich um und entdeckte meine braune Schultasche vor dem Fernsehschrank. Ich schnappte sie mir gerade, als ich einen leisen, aber deutlich hörbaren Schluchzer vernahm. Er kam direkt aus dem Schlafzimmer meiner Eltern.

Schnell wandte ich mich ab und sauste die Treppe hinunter. Im Vorbeigehen griff ich nach meiner Sporttasche und war schon zur Tür hinaus. Zum Glück, bevor ich mitansehen musste, wie meine Mutter weinend die Treppe herunterwanken würde.

So wie fast jeden Morgen nahm ich den gewohnten Weg. Drei Schritte, um die Veranda zu überqueren, vier Stufen hinunter auf den mit Steinen gepflasterten Weg und knapp siebeneinhalb Schritte nach rechts. Dort um die Ecke stand mein Fahrrad. Es war alt und der rote Lack schon verblichen, aber es fuhr sich großartig. Außerdem hatte es einen so großen Korb auf dem Gepäckträger, dass sowohl meine Sporttasche als auch meine Schultasche hineinpassten.

Es dämmerte bereits, ich musste mich beeilen. Schnell schob ich mein Fahrrad auf das weiße hölzerne Gartentor zu. Noch einmal drehte ich mich zu unserem Haus um. Meine Mutter stand am Küchenfenster, die Gardine in der Hand. Tränen liefen ihr über die Wangen, während sie mich anstarrte. Ich schluckte. Genau das wollte ich nicht sehen, doch ich zwang mich zu einem Lächeln und winkte ihr zum Abschied. Sie zeigte keine Reaktion. Ich drehte mich um und öffnete das kleine Tor, schob mein Fahrrad hindurch und schloss es wieder. Noch einmal linste ich zum Küchenfenster hin, doch meine Mutter war nicht mehr zu sehen. Seufzend schwang ich mich auf den alten, abgewetzten Ledersattel und fuhr los. Nicht nach rechts, wo es zu meiner Schule ging. Nein, ich wollte nach links, zu dem einzigen Ort, an dem ich mich genauso wohlfühlte wie bei Kalypso und in meinen Büchern. Ein Ort, an dem ich frei war: dem Meer.

Die kleine Bucht war nicht weit vom Haus meiner Eltern entfernt. Man brauchte nur zehn Minuten zu Fuß oder fünf Minuten mit dem Fahrrad, und schon war man da. Ich hatte diese Bucht ganz zufällig entdeckt, als ich acht Jahre alt gewesen war ... Meine Eltern hatten sich mal wieder gestritten.

Mom hatte einen ihrer Anfälle gehabt, und Dad hatte sie zu beruhigen versucht und mich fortgeschickt, damit ich Mom nicht so sehen musste. Also war ich spazieren gegangen ... und irgendetwas hatte mich zu dieser Bucht gezogen. Und als ich sie gesehen hatte, hatte ich gewusst, dass ich niemandem je etwas darüber erzählen würde, nicht einmal Miranda.

Die Bucht zierte ein kleiner feinkörniger Sandstrand. Sie war komplett von Felswänden umgeben und lag so geschützt da, dass ich mich irgendwie geborgen dort fühlte. Es gab außerdem eine winzige Hütte, die aus morschem alten Holz bestand. Eigentlich war es mehr ein Schuppen, der am Ende des Strands stand, ganz nah bei den Felswänden, und er war gerade groß genug, um Essen und Trinken dort zu lagern und ein altes Surfbrett. Irgendwann würde ich es reparieren und damit auf den Wellen reiten.

Doch am schönsten war zweifellos der Blick aufs Meer. Einfach atemberaubend. Das Wasser war türkisblau, klar und sauber, und wenn man hineinging, spürte man das leichte Gefälle, das einen in tiefere Gefilde führte. Meine Bucht war ein wahr gewordener Traum, den ich hütete wie einen Schatz ...

Der Weg zum Strand hinunter war schmal und sehr steil, er führte erst durch ein kleines Wäldchen und lag so versteckt, dass man ihn leicht übersehen konnte.

Als ich endlich unten war, lehnte ich mein Fahrrad an die Felswand, die dem Ausgang am nächsten war. Ich nahm meine Sporttasche vom Gepäckträger und ging zum Schuppen, um mich darin umzuziehen. Schnell streifte ich meine Sachen ab und schlüpfte in den dunkelblauen Bikini, der mit weißen Sternen verziert war. Die Kette legte ich nicht ab, obwohl es vielleicht besser gewesen wäre, aber irgendwie konnte ich mich nicht von ihr trennen.

Als ich zum Wasser lief, seufzte ich erleichtert auf. Ich hatte es gerade noch rechtzeitig geschafft. Die Sonne ging bereits auf und tauchte das Meer in Rosa-, Orange- und Rottöne. Es schien beinahe zu leuchten, und je höher sie stieg, desto

goldener erstrahlte das Wasser. Gierig sog ich die Luft durch die Nase ein. Es roch nach Meer, Salz und Freiheit. Das Meer war nicht kalt, aber auch nicht wirklich warm – so wie das Wetter, denn der Herbst nahte. Trotzdem fackelte ich nicht lang und tauchte mit einem Hechtsprung in das golden schimmernde Wasser ein.

Ich liebte dieses Gefühl. Wenn das kristallklare Wasser meinen Körper ganz umschloss, fühlte ich mich wie elektrisiert. Alle meine Sinne erwachten und wurden ein wenig schärfer, und meine Haare waren endlich mal nicht so struppig, sondern glatt und glänzten. Ich sah auf den Grund des Meeres und entdeckte Muscheln, kleinere Fische und Schnecken. Ich sah alles ganz deutlich und brauchte nicht einmal zu blinzeln. Obwohl ich kein Bedürfnis nach Sauerstoff verspürte, tauchte ich auf und sah zum Himmel, der nun lila schimmerte und allmählich in Blau überging.

Entspannt ließ ich mich auf dem Rücken treiben, immer darauf bedacht, nicht zu weit auf das offene Meer hinauszudriften, und hing meinen Gedanken nach. Ich hatte nicht mehr viel Zeit, denn bald würde die Schule beginnen. Dann musste ich mich wieder durch acht Stunden Algebra, Englisch, Biologie und Chemie quälen, worauf ich genauso wenig Lust hatte wie darauf, einen ganzen Monat lang auf Bücher zu verzichten. Aber ich musste mich zusammenreißen, schon allein Mirandas wegen, die total für unseren Biolehrer schwärmte. Es war echt verstörend, aber sie war nun mal meine beste Freundin, und deswegen hörte ich mir immer tapfer ihre endlosen Tiraden darüber an, wie toll und sexy unser Lehrer war.

Ich selbst war noch nie so wirklich verliebt gewesen. Klar, es gab schon den ein oder anderen Typen in meiner Schule, den ich heiß fand. So wie Cole Thompson, den Quarterback der Football-Schulmannschaft. Mit seinen aschblonden Haaren und den verträumten grünen Augen und ja, auch wegen seines Sixpacks, war er schon sehr attraktiv, aber verknallt war ich nicht in ihn. Verdammte, ich hatte ja noch nicht mal

meinen ersten Kuss gehabt. Es würde sich aber auch keiner freiwillig in den größten Nerd der Sunnyvale High verlieben. Wenn deine Mutter eine anerkannte Depression hatte, machte dich das nicht unbedingt zur beliebtesten Schülerin oder zu einem Jungenschwarm.

Der durchdringende Schrei eines Vogels riss mich aus meinen unangenehmen Gedanken, und im gleichen Moment hatte ich das Gefühl, beobachtet zu werden, und spürte ein seltsames Ziehen im Magen. Ich drehte mich zum Strand, doch da war niemand. Mein Blick huschte nervös umher, und dann entdeckte ich am Rand der oberen Klippen eine Gestalt mit wehenden blonden Haaren, die zu mir heruntersah. Für einen winzigen Augenblick musste ich die Augen schließen, und als ich wieder hinauf zu den Felsvorsprüngen sah, war sie verschwunden.

Hatte ich mir das Ganze etwa nur eingebildet? Aber wenn nicht, was hatte die Fremde dann hier zu suchen?

Irgendwie hatte ich ein mulmiges Gefühl, als ich zurück zum Ufer schwamm. Es wurde auch nicht besser, als meine nassen Füße den trockenen Sand berührten und ich dort Fußspuren entdeckte, die eindeutig nicht von mir stammten. Ängstlich sah ich mich immer wieder um, während ich zu der kleinen Hütte rannte, um mich umzuziehen. Hektisch knöpfte ich meine Shorts zu und verstaute, so schnell ich konnte, die nassen Badesachen und das Handtuch in meiner Sporttasche. Als ich kurz darauf mein Fahrrad erreichte, warf ich die Tasche in den Korb und zog mein Handy aus der kleinen Seitentasche meiner Schultasche, um nach der Uhrzeit zu sehen.

Was? Es konnte doch noch nicht so spät sein.

Genervt schnappte ich mir mein Fahrrad und schob es eilig den schmalen Waldweg hinauf, der zur Hauptstraße führte. Ich brauchte von unserem Haus fünfzehn Minuten bis zur Schule, von der Bucht aus zwanzig, das würde eng werden. Trotz meiner Eile wurde ich jedoch das mulmige Gefühl in

meinem Bauch nicht los. Noch immer fühlte ich mich beobachtet und spürte das unangenehme Ziehen im Magen. Unsicher blickte ich über die Schulter zurück und hätte schwören können, dass ich kurz jemanden, einen großen Jemand, im Wald gesehen hätte. Doch es war nicht mehr als ein dunkler Umriss, und einen Lidschlag später war die Erscheinung verschwunden.

Auf der Hauptstraße angelangt, sprang ich auf mein Rad und trat so kräftig in die Pedale, dass das alte Ding ächzte. Doch das mulmige Gefühl, beobachtet zu werden, ließ sich nicht abschütteln. Erst als ich beinahe an der Schule war, ließ das Ziehen in meinem Bauch endlich nach.

»Ich schätze mal, dass ich jetzt schon genau so verrückt werde wie Mom«, murmelte ich genervt vor mich hin.

Keuchend erreichte ich den Parkplatz der Sunnyvale High und kam mit quietschenden Reifen vor dem Fahrradständer zum Stehen. Das ausladende Schulgebäude warf seinen Schatten auf mich, was mir einen Schauer über den Rücken rieseln ließ, ebenso wie der Blick meiner besten Freundin. Verschränkte Arme, blitzende grüne Augen und eine wallende rote Mähne, so stand sie vor mir und wirkte nicht gerade gut gelaunt. Sie sah aus wie *Arielle, die Meerjungfrau*. Selbst ihre Stimme ähnelte Arielle, was ich ziemlich cool fand. Wer konnte schon sagen, dass seine beste Freundin wie eine Disney-Prinzessin aussah und auch so sprach?

»Du bist zu spät. Schon wieder!« Sie klang nicht wirklich sauer, nur ein wenig verstimmt, was mir zeigte, dass sie mit meiner Verspätung schon gerechnet hatte.

Schnell nahm ich mein Handy und sah auf die Uhr. »Miranda«, seufzte ich gespielt, »es ist erst fünf vor, also bin ich sogar überpünktlich.«

Ihre Augen zogen sich zu schmalen Schlitzern zusammen.

Ich hasste es, wenn sie mich so ansah. »Es tut mir leid,«, lenkte ich ein, »ich hab einfach die Zeit vergessen. Kommt nicht wieder vor.«

Ein wenig besänftigt erwiderte sie: »Du weißt genauso gut wie ich, dass du dich, wahrscheinlich schon morgen, wieder verspäten wirst.« Sie kicherte. »Aber dir sei verziehen, Geburtstagskind. Übrigens Happy Birthday!« Sie umarmte mich. »Mein Geschenk kommt nachher, jetzt lass uns erst mal los. Wir müssen noch unsere Bücher holen. Ach, und deine Haare sind ganz nass? Hat es einen Sinn, dich zu fragen, wo du dich dieses Mal rumgetrieben hast?«

»Nein, hat es nicht.« Ich schloss mein Fahrrad an den dafür vorgesehenen Ständer an, schnappte mir meine Taschen und lief hinter Miranda her, die sich schon der Schule zugewandt hatte. »Das weißt du doch.«

Sie rollte mit den Augen, betrachtete mich aber mit einem breiten Lächeln. »Ja, stimmt, aber ich werde es immer wieder versuchen.« Mit diesen Worten hakte sie sich bei mir unter.

So gingen wir durch die Flügeltür des Haupteingangs. Der dunkle Schulflur wirkte wenig einladend mit seinem graugrünen Vinylboden, den schmutzig orangefarbenen Wänden und den verblichenen blauen Schließfächern. Mit ein paar Postern und Motivationssprüchen, die vereinzelt an den Wänden hingen, hatte man vergeblich versucht, die triste Stimmung etwas aufzulockern. Vom Hauptflur gingen vier kleinere Flure ab, zwei davon führten in die oberen Stockwerke, einer zum Lehrerzimmer und dem Sekretariat, und der letzte brachte einen in die kleine Schulbibliothek. Der Hauptgang endete an einer weiteren Flügeltür, die in den Innenhof führte. Daneben gingen die Türen zur Cafeteria und zu den Umkleiden der Turnhalle ab.

Mirandas Schließfach war direkt neben meinem, außerdem hatten wir die perfekte Lage an der Ecke zum Bibliotheksflur und gegenüber dem Mädchenklo. Ja, besser ging es wirklich nicht.

Da es schon einmal geklingelt hatte, mussten wir uns spuren und eilten zu unseren Schränken. Ich riss meine Schließfachtür auf, zog das Algebrabuch hervor, stopfte es in meine

Tasche und warf die Tür mit solchem Schwung zu, dass das Geräusch von den Wänden widerhallte. Kein einziger Schüler trieb sich mehr auf den Fluren herum, irgendwie beklemmend.

»Was haben wir jetzt?«, fragte Miranda sichtlich angespannt.

»Algebra bei Mr Jefferson im Raum 1.17«, seufzte ich, und wir spurteten den Hauptflur entlang, nur um gleich um die Ecke zu biegen, da wir in den ersten Stock mussten. Leichtfüßige Schritte verrieten mir, dass meine beste Freundin mir auf dem Fuß folgte. Wir nahmen die Treppe und rannten dann den Flur entlang. Schlitternd kamen wir vor Raum 1.17 zum Stehen. Es hatte noch nicht zur Stunde geläutet und dennoch waren die Flure auch hier oben wie ausgestorben.

Miranda öffnete die Tür und linste in den Raum hinein. Über die Schulter grinste sie mir zu. »Er ist noch nicht da!« Mit einem gekonnten Schwung stieß sie die Tür auf und betrat den Unterrichtsraum mit einem koketten Hüftschwung. Ja, sie hatte einfach das gewisse Etwas. Modebewusstsein, ein wunderschönes Gesicht, eine perfekte Figur und eine Ausstrahlung, der sich niemand entziehen konnte.

Als auch ich den Raum betreten wollte, hatte ich erneut das seltsame Gefühl, von jemandem beobachtet zu werden. Ich drehte mich um, und sah zur Treppe und dann zum Ende des Flurs. Niemand war dort, nicht einmal ein knutschendes Pärchen, das sich nicht voneinander trennen wollte.

»Haben wir etwas Interessantes entdeckt, Miss Kaiin?«

Ich schluckte. Diese böartige und kalte Stimme würde ich immer und überall wiedererkennen. Ich drehte mich um und sah in das fahle, blasse Gesicht meines Algebralehrers. Er hatte kaum noch Haare, eine Hornbrille und war ziemlich klein, doch er war doppelt so böartig, wie er groß war.

»Nein, Mr Jefferson, überhaupt nichts.«

»Dann frage ich mich, wieso Sie immer noch vor meinem Klassenzimmer herumlungern.«

Schnell wandte ich mich ab und schlüpfte ins Klassenzimmer, Mr Jefferson direkt hinter mir. Mathe war ja schon schlimm, aber Algebra war noch um einiges übler, und Mr Jefferson liebte es, uns zu quälen.

Es folgten also neunzig Minuten Qual, in denen ich versuchte, den vielen Zahlen und Gleichungen einen Sinn zu verleihen, was jedoch nicht einmal ansatzweise klappte. Meine Gedanken schweiften ständig ab zu meiner Bucht, dem Meer und dieser blonden Fremden auf den Klippen. Wer das wohl gewesen war? Und sofort war es wieder da: das Ziehen in meinem Bauch und das Gefühl, dass mich jemand beobachtete. Ich sah zur Tür und erstarrte. Eine schlanke, große Gestalt mit langen blonden Haaren wandte sich gerade zum Gehen und schloss ohne ein Geräusch die Tür.

Ich hatte am ganzen Körper Gänsehaut, denn ich hätte schwören können, dass dies dieselbe Person gewesen war, die heute Morgen auf den Klippen gestanden hatte.

»Tut mir leid, wenn ich Sie langweile, Miss Kaiin«, donnerte eine Stimme.

Ich zuckte zusammen und fuhr herum, um gleich darauf nochmals erschrocken zurückzuzucken. Mr Jeffersons bebende Nasenflügel schwebten direkt vor meinen Augen. Ich biss mir auf die Lippen, um das Zittern zu stoppen, und starrte in diese bösartigen, grauen, leblosen Augen.

»Sollte das alles nur Wiederholung für Sie sein ...«, zischte Mr Jefferson, während er sich auf meinem Tisch abstützte, und zwar so, dass sein Gesicht nur noch Zentimeter von meinem entfernt war.

Er sollte sich dringend ein Pfefferminz besorgen, so wie der aus dem Mund stank. »Nein, Mr Jefferson, es tut mir leid, ich habe nur ... Es kommt nicht wieder vor«, unterbrach ich ihn zaghaft. Schließlich konnte ich ihm ja nicht sagen, dass ich ein Phantommädchen an der Tür gesehen hatte.

Er richtete sich wieder auf. »... freue ich mich schon darauf, die Aufgaben dreizehn, vierzehn, fünfzehn und sechzehn

von Ihnen zu benoten, die Sie und Ihre Mitschüler jetzt lösen werden. Legen Sie sie mir bis zum Ende der Stunde auf meinen Schreibtisch«, verlangte er kalt, bevor er sich abwandte. »Ach, und wehe, ich sehe auch nur einen Fehler!«

Jemand fing an zu kichern: Angelina Fogner. Erst jetzt bemerkte ich, dass mich alle anstarrten.

Corry Saltmint, die Oberzicke aus meinem Jahrgang und beste Freundin Angelinas, grinste mir hämisch ins Gesicht. »Echt schöne Haare, Leona, gab es die in der Fischbude gratis zum Essen dazu?«, säuselte sie mit ihrer engelsgleichen hellen Stimme.

Wieder kicherte Angelina.

Beide Mädchen waren groß, blond und vollbusig. Ihre Eltern waren stinkreich und hatten überall in der Stadt Einfluss, deswegen konnten Corry und Angelina auch tun und lassen, was immer sie wollten. Sogar bei Mr Jefferson. Und natürlich trugen die beiden Tussen auch immer die neuesten Designerklamotten und nie ein Outfit zweimal. Ich war mir sicher, das wäre ihre persönliche Hölle gewesen.

Verwirrt über die eigenartige Bemerkung, griff ich mir in die Haare und ertastete fast sofort etwas Glitschig-Nasses. Es war eine Alge, die sich in meinen Haaren verfangen hatte. Mit hochrotem Kopf zog ich die Wasserpflanze heraus, stand auf und warf sie in den Mülleimer, der nur wenige Reihen vor mir stand. Corry und Angelina kugelten sich vor Lachen, was mich noch mehr erröten ließ. Wie konnte ich das nur übersehen haben? Und wieso hatte sie Miranda nicht entdeckt?

»Haltet den Mund, ihr beiden! Außerdem hängt dir, Angelina, schon seit Stundenbeginn was zwischen den Zähnen. Sieht nicht gerade hübsch aus«, zischte meine beste Freundin den beiden Zimtzicken zu, während sie mir ihre Bürste reichte, damit ich mir meine Haare machen konnte.

Ich lächelte Miranda dankbar an. Sie zwinkerte zurück und vertiefte sich wieder in die Aufgaben, die Mr Jefferson uns gestellt hatte.

Unser Lehrer hatte offensichtlich beschlossen, das ganze Theater einfach zu ignorieren, und kritzelte lieber in irgendwelchen Papieren auf seinem Tisch herum.

Schnell zog ich die Bürste durch meine Haare und beobachtete, wie Angelina in ihrer Tasche nach einem Minispiegel kramte und Corry Miranda böse anstarrte. Als sie zu mir sah, legte ich die Bürste auf den Tisch und tat, als würde ich die Aufgaben studieren. In Wahrheit jedoch waren meine Gedanken wieder bei der merkwürdigen Gestalt. Wieso tauchte sie ständig in meiner Nähe auf, und warum schien sie niemand außer mir zu sehen? War sie ein Geist? Oder wurde ich wirklich verrückt?

Kurz vor Stundenende tippte Miranda mir auf die Schulter und reichte mir unauffällig ihre gelösten Aufgaben, damit ich sie abschreiben konnte.

»Vielen Dank, du bist die Beste«, flüsterte ich ihr zu.

Sie zuckte nur mit den Achseln und widmete sich schon den Hausaufgaben.

Miranda war einfach ein verdammtes Genie.

Die Aufgaben waren schnell abgeschrieben, und als es endlich zur Pause klingelte, konnte ich Mr Jefferson zu seinem Verdruss die komplett gelösten Aufgaben vorlegen.

Beim Rausgehen bedankte ich mich noch einmal bei meiner Freundin.

Sie winkte nur ab und lachte. »Nimm es als weiteres Geburtstagsgeschenk, aber das andere kommt noch, versprochen! Apropos: Deine Kette ist auch ein Geschenk, nicht? Sie ist wunderschön.«

Sofort legte ich meine Hand wie zum Schutz um den kleinen Edelstein. »Danke, ja, die habe ich heute Morgen bekommen. Leider stand kein Name auf dem Geschenk. Aber ich wette, dass mein Dad mir eine Freude machen wollte.« Breit grinsend folgte ich Miranda Richtung Schließfächer ins Erdgeschoss.

Da Pause war, tummelten sich auf den Gängen viele Schüler.

Ein fast schon penetranter Schweißgeruch wehte durch die Flure, was bedeutete, dass das Footballteam mit dem Morgen-training fertig war.

Am Fuß der Treppe stoppte mich Miranda dann auch prompt. »Sieh mal, wer da kommt«, murmelte sie nervös und kicherte.

Ich brauchte nicht hinzusehen, um zu erraten, wer da gerade in den Nebengang einbog, um in die oberen Stockwerke zu gelangen. Mit seinen Footballfreunden im Schlepptau schritt Cole Thompson auf uns zu. Seine blonden Haare klebten noch an seiner Stirn. Er war bestimmt nach dem Training duschen gewesen, denn die feinen kleinen Wassertropfen flossen an der Seite seines Gesichtes zu seinem Kinn, nur um dann auf sein Trikot zu tropfen.

Verflixt, er kam direkt auf uns zu. Ich verzog mich an den Rand der Treppe und zerrte Miranda mit mir, um den Jungs Platz zu machen.

Der Junge, der rechts neben Cole lief, ich glaubte, er hieß Trevor, stupste seinen Freund an und deutete mit seinem Kinn in unsere Richtung.

Zu meiner Überraschung sah Cole mich an und ... lächelte. »Hey, wie gehts?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, stieg er mit seinen Freunden die Stufen hinauf. Man hörte sie noch weiter oben auf der Treppe herumblödeln, während ich wie versteinert dastand.

»Oh mein Gott, Leona! Cole Thompson hat dich gerade begrüßt.« Miranda packte mich am Arm und riss mich aus meiner Erstarrung. Mir fiel auf, dass alle Mädchen im Flur stehen geblieben waren, nur um Cole und seiner Truppe hinterherzuschauen. Einige starrten nun auch mich an. Vermutlich fragten sie sich, wer ich war und was Cole Thompson bloß an mir fand.

»Na und?« Ich zuckte so lässig wie möglich die Achseln. »Soll er doch. Ich habe noch nie ein Wort mit ihm gewechselt

und habe nicht vor, jetzt damit anzufangen. Lass uns endlich gehen, ich sterbe gleich vor Hunger.« Genervt zog ich sie Richtung Hauptflur. »Und übrigens, seit wann wirst *du* denn so hibbelig bei Coles Anblick?« Ich musterte sie skeptisch aus dem Augenwinkel, weshalb mir ihr Augenrollen nicht entging.

»Er ist halt süß, aber Jerry ist natürlich um einiges heißer.« Sie grinste breit.

»Bitte nenn ihn Mr Johnson und nicht Jerry, das ist irgendwie gruselig.«

Mr Johnson nahm es mit den Regeln nicht so genau, deshalb durften wir ihn auch tatsächlich Jerry nennen, was ich aber nicht tat. Es war mir unangenehm, einen so vertraulichen Umgang mit einem Lehrer zu pflegen, auch wenn Mr Johnson – zugegeben – der coolste aller Lehrer war.

Bei den Schließfächern angekommen, hatte sich der Trubel im Hauptgang etwas gelegt, sodass man sein Gegenüber wieder verstehen konnte. »Magst du noch schnell mit in die Cafeteria kommen? Ich wollte mir noch vor der nächsten Stunde was zu essen holen.«

Meine beste Freundin nickte.

Ich zog mein Englischbuch aus meinem Fach und legte dafür das Algebrabuch hinein. Außerdem versuchte ich verzweifelt, meine Sporttasche in das kleine Fach zu quetschen, während Miranda in der Mädchentoilette verschwand. Ich hatte keine Lust, die schwere Tasche noch länger mit mir herumzuschleppen, und nach längerem Hin und Her bekam ich endlich die Schließfachtür zu.

Mit einem Seufzer wandte ich mich der Toilette zu und erstartete. Das Ziehen in meiner Magengegend war ganz plötzlich gekommen. Es zog mich automatisch zum Hofeingang, vor dem einige Schüler standen. Doch meine Augen fanden sofort das, wonach ich gesucht hatte. Das Mädchen mit den langen blonden Haaren stand lässig an die Seitenwand gelehnt da und beobachtete mich. Mit ihren engen blauen Jeans, dem weißen Fransenoberteil und den braunen Sandalen

sah sie atemberaubend schön aus. Ungeniert starrte sie mich an, und ich starrte zurück, jedoch mehr schockiert als interessiert, während sie die Ruhe selbst war. Mit einer flüssigen Bewegung und einem eleganten Hüftschwung, der Miranda alle Ehre gemacht hätte, drehte sie sich um und verschwand durch die geöffnete Tür.

Ohne nachzudenken, nahm ich die Verfolgung auf. Im Gegensatz zu der blonden Schönheit besaß ich jedoch leider weder Anmut noch Grazie und stieß deswegen auch mit so gut wie jedem Schüler auf diesem verdammten Flur zusammen. Als ich dann endlich am Hofausgang ankam, war das Mädchen verschwunden. Nur ein Duft von Flieder und Orangenblüten lag in der Luft, der mir einen wohligen Schauer über den Rücken rieseln ließ, während das Ziehen in meiner Magengegend nachließ.

»Leona? Ich dachte, du wartest auf mich.« Miranda stand hinter mir, die Lippen zu einer Schmoltschnute verzogen und die Hände in die Hüften gestemmt.

Ich blinzelte, um die Verwirrtheit abzuschütteln. »Ja ... ich meine ... nein, ich dachte ... Ach, nicht so wichtig.«

Meine beste Freundin sah mich mit zusammengekniffenen Augen an. »Bist du okay? Ich meine, du bist ganz schön blass, und deine Hände zittern. Du siehst aus, als hättest du einen Geist gesehen.«

»Es ist alles gut, wirklich. Lass uns was zu essen holen, sonst verhungere ich noch.« Hastig wandte ich mich von der Tür ab und dem Gang zu, der zur Cafeteria führte. Im Gehen stopfte ich die Hände in die Taschen meiner Shorts, um das Zittern, das einfach nicht verschwinden wollte, vor Miranda zu verbergen. Verdammt, wer bist du nur, Blondie?

Wir stellten uns in die Schlange in der Schulkantine, in der nur drei weitere Schüler vor uns standen. Ich lächelte Miranda an. Das schien sie ein wenig zu beruhigen, denn die Sorgenfalten auf ihrer Stirn glätteten sich, und sie fing wieder an,

von Mr Johnson zu schwärmen. Das gab mir die Gelegenheit, ein wenig abzuschalten. Allerdings wollte mir das fremde Mädchen einfach nicht aus dem Kopf gehen.

Als ich an der Reihe war, kaufte ich mir ein Sandwich mit Tomate und Schinken und eine Limo zum Runterspülen. Da wir noch etwas Zeit vor der Englischstunde hatten, machten wir uns auf den Weg zu unserem Lieblingsplatz, um den Spätsommertag ein wenig zu genießen. Die knorrige Eiche stand am Rand des Hofes und bot eine gute Sicht auf alles. Im Sommer spendete sie genug Schatten, und jetzt strahlte das bunte Laub in den schönsten Orange- und Rottönen. Sie war einfach perfekt.

An unserem Baum angekommen, begann ich mein Sandwich zu verspeisen, während Miranda einen kleinen Schokokuchen aus ihrer Tasche zauberte.

»Happy birthday to you, happy birthday to you, happy birthday, liebe Leona, happy birthday to you«, sang sie so lieb, dass mir vor Rührung die Tränen kamen. Ich schloss Miranda in die Arme. »Vielen, vielen Dank, du bist einfach die allerbeste Freundin auf der ganzen weiten Welt!«

»Irgendwas muss ich dir ja zum Geburtstag schenken, und da du bei deinen Büchern immer so wählerisch bist, dachte ich mir, ich back dir einen schönen Kuchen.«

»Du hast mich doch schon abschreiben lassen, das war Geschenk genug, aber trotzdem noch mal danke.«

Zufrieden grinsend machten wir uns gemeinsam über den Schokokuchen her. Er schmeckte köstlich und hatte innen sogar einen Kern aus flüssiger weißer Schokolade, die hellblau gefärbt war.

Da Miranda meine einzige wahre Freundin war, bedeutete mir ihr Geschenk viel mehr, als ich jemals hätte sagen können. Ich war immer allein gewesen, hatte weder Geschwister noch Freunde gehabt, bis ich Miranda getroffen hatte. Wir waren sofort beste Freundinnen geworden, und ich war so glücklich gewesen wie schon lange nicht mehr.

Nachdem wir den Kuchen komplett verputzt hatten, klebten meine Hände von der Schokolade. »Ich muss noch mal schnell für kleine Wasserratten. Geh ruhig schon vor.«

Wir schlenderten noch gemeinsam in die Schule hinein, dann trennten sich unsere Wege. Miranda bog in den Bibliotheksflur ein, und ich machte einen Abstecher zur Toilette. Die Waschräume in der Sunnyvale High waren nicht gerade ein Wohlfühlort. Es gab selten genug Toilettenpapier, nur einen intakten Spiegel und so gut wie nie Papierhandtücher. Die schmutziggrauen Fliesen an den Wänden, die früher einmal weiß gewesen sein mussten, sagten schon alles, was man über die Toilettenräume zu wissen brauchte.

Ich schloss gerade die Kabinentür, die Sprüche, Telefonnummern und anderes Gekritzel zierte, als die Tür zum Waschraum aufgestoßen wurde. Zwei gackernde Mädchen machten sich am Wasserhahn zu schaffen und unterhielten sich lautstark. Ich erkannte die Stimmen sofort.

»Hast du gehört, dass schon wieder ein Kind verschwunden ist?« Das war Angelina mit ihrer etwas tieferen Stimme.

Man konnte sie gut von Corrys glockenheller unterscheiden, die ihr antwortete: »Ja, wie war doch noch gleich ihr Name? Liv, oder?«

Ich wusste, wovon die beiden da sprachen. Die Polizei hatte alle Nachbarn, also auch uns, nach ihr befragt. Doch niemand hatte sie gesehen oder konnte sagen, wo sie sich aufhielt.

Das Wasser wurde abgedreht, und ich hörte ein Rascheln. Wahrscheinlich suchte eine von beiden in ihrer Tasche nach einem Taschentuch.

»Genau. Liv Baker. Sie ist gerade mal neun. Wusstest du, dass sie direkt neben den Kaiins wohnt? Du weißt schon, neben Leona. Sie ist vorgestern nach der Schule nicht nach Hause gekommen. Ihre Mutter und ihre ältere Schwester sind immer noch außer sich. Nur ihren Stiefvater kümmert es nicht. Na ja, der ist ja auch ein Schwein«, schloss Angelina ihren Bericht, der sich am Ende etwas undeutlich anhörte.

Vermutlich zog sie sich die Lippen nach.

»Neben den Kaiins, sagst du?« Corry klang nachdenklich.

»Ja, wieso?«

»Findest du es nicht komisch? Das ist schon das dritte Kind, das verschwunden ist, und das in unmittelbarer Umgebung unserer Schule. Vielleicht haben ja die Kaiins etwas mit dem Verschwinden der Kinder zu tun. Du weißt ja, dass Leonas Mutter verrückt ist.« Corry schnurrte die letzten Worte förmlich.

»Ja, das stimmt schon, aber ob sie deswegen gleich Kinder entführt? Ich weiß nicht. Aber ich würde schon gern sehen, ob Leona auch mal so verrückt wie ihre Mutter wird.« Schon war die angespannte Stimmung der beiden verflogen, und es wurde wieder gekichert.

»Ja, oder? Hast du ihre Klamotten gesehen? Total von gestern!«

Ich konnte Corrys dämliches Grinsen förmlich sehen, als sie mit der Zunge schnalzte. »Sie hat einfach so gar keinen Sinn für Mode und ist, ob verrückt oder nicht, ein totaler Freak. Na ja, kein Wunder bei der Mutter.« Beide lachten und zogen noch mehr über mich her.

Bei jedem neuen Wort brandeten Scham, Angst und Verzweiflung über mich hinweg und sammelten sich in meiner Brust. Mit einem dumpfen Schmerz im Herzen startete ich auf die Toilettentür mit den sinnlosen Sprüchen darauf, ohne sie wirklich wahrzunehmen. Ich fühlte nur noch unbändigen Zorn. *Das werdet ihr mir büßen!*

Noch bevor ich die Worte zu Ende gedacht hatte, geschah es. Ein Gurgeln und ein Zittern rumorten in den Wänden, als ob sich etwas aus den Rohren herauswinden wollte, und dann geschah alles gleichzeitig. Ich hörte die gellenden Schreie der beiden Mädchen, ein ohrenbetäubendes Krachen und Platzen und spürte, wie meine Füße nass wurden. Wasser schoss unter der Toilettentür hindurch, und ich stand bereits bis zu den Knöcheln drin. Draußen waren noch immer panisches

Schreien und Kreischen zu hören, Schritte klatschten durch Wasser, und dann wurde eine Tür aufgerissen und zugeknallt.

Ganz langsam öffnete ich die Kabinentür und wagte einen Blick hinaus. Doch was ich sah, verschlug mir fast den Atem. Überall schwamm Wasser, zwei Waschbecken waren komplett zerschmettert, die Überreste des Porzellans lagen überall auf dem Boden verteilt. Rohre ragten aus der Wand, und der einzige Spiegel hing zersprungen über dem Waschbecken. Mein eigenes entsetztes Gesicht starrte mich aus einer der Scherben an. Was zur Hölle war hier passiert?

Da ich keinen Schimmer hatte, wie ich das Chaos erklären sollte, wenn mich jemand in dem völlig zerstörten Waschraum antraf, flüchtete ich schnellstens in Richtung meines Klassenzimmers, wo ich jetzt Englisch hatte.

Mit einer gemurmelten Entschuldigung für mein Zuspätkommen setzte ich mich auf meinen Platz vor Miranda und begann, mich so unauffällig wie möglich von meinen nassen Schuhen zu befreien.

Während die Lehrerin anfang, uns das Projekt zu erklären, das uns ab heute drei Wochen lang beschäftigen würde, ging ich die Szene im Waschraum immer und immer wieder durch, aber ich kam einfach nicht dahinter, was der Auslöser für diese eigenartige Wasserexplosion gewesen sein mochte.

Als Miranda und ich nach Englisch zum Biologielabor liefen, bekamen wir das Gerücht mit, dass das Mädchenklo im Erdgeschoss durch einen Rohrbruch verwüstet worden sei und deshalb für die nächsten Wochen wegen Renovierungsarbeiten gesperrt sein würde.

»Was machst du heute eigentlich noch? Es ist ja dein Geburtstag. Bitte sag mir, dass du 'ne Party geplant hast.« Sie sah mich erwartungsvoll an, was mich zum Schmunzeln brachte.

»Na ja, ich werde nach der Schule wahrscheinlich zu den Godweathers fahren und mit Kalypso ausreiten. Erst wenn es dunkel wird, fahre ich nach Hause. Du weißt ja, meine

Mom ...« Mehr brauchte ich nicht zu sagen. Miranda verstand sofort, was mir viel bedeutete.

Als wir das Biogielabor betraten, war Mr Johnson bereits anwesend. Er war groß, dunkelhaarig, durchtrainiert und eindeutig der beliebteste Lehrer. Noch bevor die Stunde offiziell begonnen hatte, klebten die Blicke beinahe aller Mädchen einschließlich Mirandas förmlich an ihm. Doch meine Gedanken wanderten sofort zurück zu der Explosion in den Toiletten und dem blonden Mädchen. Was für ein Horrortag!

Als es klingelte und der Biounterricht offiziell begann, wanderte mein Blick automatisch zu der riesigen Fensterfront. Ich versuchte, mich abzulenken, indem ich einen riesigen Raubvogel beobachtete, der majestätisch am blauen Himmel seine Kreise zog.

Würde ich auch irgendwann so frei sein können wie er?

Vor den Fenstern des Biogielabors lag der Parkplatz, und als der Vogel meinen Blicken entwand, wandte ich meine Aufmerksamkeit dem *wunderschönen* Ausblick auf Autos und Asphalt zu. Ein weißer Porsche parkte gerade mitten in der Ausfahrt und ein groß gewachsener Typ mit Sonnenbrille stieg aus. Seine Brust- und Bauchmuskeln zeichneten sich mehr als deutlich unter dem engen schwarzen T-Shirt ab, über dem er, trotz des warmen Wetters, eine schwarze Lederjacke und sogar passende Handschuhe trug.

Als er sich die ebenfalls schwarzen Haare aus dem Gesicht strich, vergaß ich kurz zu atmen. Er sah echt heiß aus und konnte nicht viel älter sein als ich. Man hätte ihn für einen Goth halten können, so ganz in Schwarz gekleidet und mit dem Kreuz an der Silberkette, das auf seiner Brust glitzerte, als er sich lässig an den Wagen lehnte. Er drehte den Kopf Richtung Schule, und als ich seinem Blick folgte, sah ich ebenfalls, wer sich auf das Auto zubewegte: Es war das Mädchen mit den langen blonden Haaren, die mit wiegenden Hüften und zwei Taschen in der Hand auf den attraktiven Typen zuspazierte.

Der Junge machte irgendeine Bemerkung, die ich natürlich nicht hören konnte. Die unbekannte Schönheit antwortete, indem sie ihm eine der Taschen mit voller Wucht zuwarf. Er fing sie jedoch mit Leichtigkeit und einem verschmitzten Grinsen auf. Lässig öffnete er den Kofferraum und verstaute die Tasche. Das Mädchen reichte ihm auch die andere Tasche, und ihre Lippen bewegten sich die ganze Zeit über.

Ich hätte zu gern gewusst, was sie ihm erzählte.

Während sie weiterredete, glitt ihr Blick über das Schulgelände, blieb am Gebäude hängen, und ich hätte meine ganze, na ja, okay, meine halbe Büchersammlung darauf verwettet, dass sie mich direkt ansah.

Ich schnappte erschrocken nach Luft, denn eigentlich war das doch unmöglich. Woher sollte sie wissen, wo ich mich gerade aufhielt?

Doch da hatte sie sich auch schon wieder zu dem hübschen Typen umgedreht. Wieder sagte sie etwas, dann ging sie mit ihrem aufregenden Hüftschwung um den Porsche herum und nahm elegant auf dem Beifahrersitz Platz.

Zu meiner Verblüffung blickte jetzt auch der Goth zur Schule und ... ebenfalls direkt zu mir. Ein wölfisches Grinsen umspielte seine Lippen, bevor er den Kofferraumdeckel zuklappte und ebenfalls ins Auto einstieg. Mit einem röhrenden Brummen erwachte das Auto zum Leben, wendete und steuerte auf den Ausgang zu. Noch bevor es um die Ecke bog, gab das Gefährt zwei kurze Huptöne von sich, die mich zusammenzucken ließen. Verdutzt starrte ich dem Porsche hinterher, ehe ich mich zwang, nach vorne zu Mr Johnson zu sehen. Niemand außer mir hatte die Szene auf dem Parkplatz anscheinend verfolgt. Alle Mädchen himmelten immer noch unseren Biolehrer an, als würde er gerade erklären, wie man sich am besten stylte. Die Jungen dagegen sahen gelangweilt aus oder waren mit etwas anderem beschäftigt.

Mir war alles andere als langweilig. Ich war aufgewühlt, und mir war übel. Erst jetzt wurde mir bewusst, dass die ganze

Zeit dieses Ziehen in meinem Magen gewesen und erst verschwunden war, als der Porsche das Schulgelände verlassen hatte.

Ich brauchte eine Auszeit. *Dringend!*

Unauffällig schlüpfte ich in meine patschnassen Schuhe und hob die Hand, um Mr Johnson auf mich aufmerksam zu machen.

Unser Lehrer schien sich ernsthaft Sorgen um meine Gesundheit machen, als ich noch schlimmere Magenkrämpfe vortäuschte, als ich eigentlich schon hatte, und fast hatte ich deswegen Schuldgefühle, aber nur fast. Mit einem entschuldigenden Blick in Richtung meiner Freundin verließ ich den Klassenraum und macht mich zu meinem Schließfach auf. Nachdem ich meine Sporttasche mühevoll aus dem Schrank befreit hatte, wandte ich mich dem Haupteingang zu, um so schnell wie möglich zu verschwinden. Doch vor dem Eingang erlebte ich eine weitere Überraschung: Ein großer weißer Hund, nein, kein Hund, ein Wolf hockte da. Er blinzelte mich aus seinen hellvioletten Augen an.

Was für ein Tier hatte denn bitte violette Augen?

Wir waren gut zwanzig Meter voneinander entfernt, und dennoch kam mir die Distanz winzig vor. Der Wolf sah mich nur an und bewegte sich auch nicht, als ich einen Schritt zurück machte. Ich tat das nicht aus Angst, sondern um eine Reaktion von ihm zu provozieren. Es war verrückt, aber irgendetwas sagte mir, dass mir der schneeweiße Wolf nichts tun würde. Das Tier legte tatsächlich nur den Kopf schief und sah mich durchdringend an. Die Sekunden verstrichen, ohne dass sich einer von uns rührte. Nach einer gefühlten Ewigkeit drehte sich der Wolf um und verschwand durch die offene Flügeltür Richtung Parkplatz.

Langsam setzte auch ich mich in Bewegung, um ihm zu folgen. Vor der Tür ließ ich den Blick suchend über den Parkplatz schweifen. Da war er. Er saß am Parkplatzeingang und schien auf etwas zu warten. Als er mich sah, schnüffelte er

kurz in die Luft und verschwand um die Ecke.

Was zur Hölle ...? Erst jetzt wurde mir klar, wie irre auch das hier gewesen war. Ein Wolf, ein verdammter Wolf, in der Schule? Und niemand hatte ihn bemerkt? Nur ich? Ebenso wie das seltsame Geistermädchen? Und dann noch die Sache auf der Toilette. Ich war wütend gewesen, und dann war alles explodiert! *Fuck, verdammt ...* Das konnte doch nicht sein! Schnappte ich etwa über? Verzweifelt schüttelte ich den Kopf. Genau, ich bildete mir das alles nur ein. Für die Explosion gab es eine ganz einfache Erklärung, es war nur ein gewöhnlicher Wasserrohrbruch, das hatten ja alle gesagt. Und das Mädchen und der Wolf waren nicht wirklich da gewesen.

*Sie waren gar nicht da. Sie waren gar nicht da.* Diese Worte betete ich mir immer und immer wieder vor, während ich das Schloss an meinem Fahrrad aufsperrte und meine Taschen im Korb verstaute. Schnell schwang ich mich auf den Sattel und fuhr los.

Während der Fahrt zu Kalypso wurde mein Kopf wieder klarer, und meine Gedanken beruhigten sich. Der Wind strich durch meine Haare, was sich anfühlte wie ein sanftes Streicheln.

Die Farm, auf der Kalypso ihr Zuhause hatte, war gut dreißig Minuten von der Schule entfernt. Der Innenhof war gepflastert, und in der Mitte ragte ein kleiner Springbrunnen aus weißem Stein in den Himmel. Auf der rechten und linken Seite waren die Stallgebäude angeordnet, die aus dicken Holzbalken und Ziegelsteinen bestanden, das Dach lief spitz zu. Zwischen ihnen stand das Farmhaus, das man in der gleichen Bauart errichtet hatte.

Die Besitzer der kleinen Farm waren Mr und Mrs Godweather, ein älteres Ehepaar, das die Ställe vermietete, um die Farm abbezahlen zu können. Ein riesiger Pluspunkt des Anwesens waren die großzügig angelegten Koppeln für die Pferde, auf denen sie Auslauf hatten und grasen konnten. Aber auch die Besitzer der Farm waren so liebevoll und großzügig, dass

man sich hier einfach zu Hause fühlen musste. Mrs Godweather machte zudem den besten Apfelkuchen der Stadt.

Ich stellte mein Fahrrad am Hauseingang ab, nahm meine Taschen und wollte gerade zu dem Stallgebäude, als Mrs Godweather einen der grün bemalten Holzläden aufklappte und aus dem dahinterliegenden geöffneten Fenster sah.

»Ah, ich wusste doch, dass ich jemanden gehört habe. Hallo, Leona, du bist aber heute früh dran.« Ihr runzliges alterndes Omagesicht blickte mir freundlich entgegen, doch es konnte nicht von ihren wachsamen Augen ablenken. Helle, grün leuchtende Augen, in denen sich mehr als nur Altersweisheit spiegelte, standen irgendwie in einem seltsamen Kontrast zu ihren fluffig gelockten weißen Haaren, der Lesebrille und der geblühten Schürze.

»Hallo, Mrs Godweather, ja, wir hatten heute schon eher Schluss,« schwindelte ich. Sie musste ja nicht unbedingt wissen, dass ich schwänzte.

»Schön, schön. Ich wette, du willst zu Kalypso. Dann halte ich dich mal nicht auf. Aber vergiss nicht, dass der Stall noch ausgemistet werden muss.«

»Natürlich nicht, bis später.« Ich wollte mich schon abwenden, als mich ihre Stimme erneut aufhielt.

»Ach, Leona, Liebes, du hast doch heute Geburtstag, nicht? Dann gebe ich dir für den Ausritt noch etwas mit. Da haben du und Kalypso was zu kauen.« Lächelnd verschwand sie in der Küche, die hinter dem Fenster lag.

Ich trottete zum Haus und wartete. Als sie wieder in der Öffnung erschien, hatte sie einen kleinen Beutel in der Hand, aus dem es herrlich duftete.

»Da sind frisch gebackener Apfelkuchen, Apfelsaft und ein paar Äpfel für Kalypso drin. Damit sie nicht elendig verhungern muss.« Sie wollte den Fensterladen schon zumachen, als ihr noch etwas einfiel. »Ach, natürlich ... herzlichen Glückwunsch, Leona.« Mit blitzenden Augen und einem breiten Lächeln schloss sie den Fensterladen entdültig, ehe ich mich

bedanken konnte.

Neugierig inspizierte ich den Beutel. Oh ja, das sah echt gut aus.

Mit dem Proviant in der einen und den Taschen in der anderen Hand schlenderte ich auf den linken Stall zu. Das Gebäude war groß und bot neben den zwanzig Pferdeboxen auch noch genug Platz für zwei Pflegestationen, Spinde, zwei Umkleidekabinen und Toiletten. Trotz der Größe war die Stallgasse immer sauber und ordentlich, was vielleicht auch an den süßen Stalljungen lag, die die Godweathers beschäftigten. Sie fütterten die Pferde und kümmerten sich auch um das Ausmisten der meisten Boxen. Ich war eine der wenigen, die das selbst übernahmen. Allerdings hatte das Zeit, erst wollte ich ausreiten.

Ich ging zu meinem Spind mit der Nummer 17, direkt neben den Sätteln. Der Spind war so geräumig, dass sowohl meine Sporttasche als auch meine Schultasche bequem Platz fanden. Ein Blick auf die Uhr verriet mir, dass es gerade einmal halb drei war und ich somit genug Zeit für einen ausgedehnten Ritt hatte. Ich schnappte mir meine Sachen und zog mich in die Umkleide zurück, in der jemand das Radio hatte laufen lassen. Mit geübten Handgriffen schlüpfte ich in meine Reitkleidung, während der Nachrichtensprecher über einen verheerenden Tsunami in Asien berichtete.

Keine fünf Minuten später stand ich in schwarzen Reitstiefeln, brauner Hose und blau-schwarzer Reitjacke vor dem leicht erblindeten Spiegel, der in der Ecke des Raums hing. In diesen Sachen fühlte ich mich einfach wohl, sie passten wie angegossen. Zufrieden wandte ich mich ab, verließ die Umkleide und ging den Gang entlang, bis ich zur letzten Box auf der rechten Seite kam.

Kalypso war eine Schimmelstute mit ungewöhnlichen Augen. Sie waren so tiefblau, dass ich geschworen hätte, sie sei direkt vom Grund des Ozeans gekommen. Aber nicht nur ihre Augen waren außergewöhnlich, auch ihr Fell. Meine Stute

war so schneeweiß, dass ich sie nach einer Pause bei einem Ausritt im Winter einmal fast nicht wiedergefunden hatte. Der einzige Farbtupfer war ein tiefschwarzer, karoförmiger Stern auf ihrer Stirn. Wie die Krone einer Prinzessin, hatte Miranda einmal festgestellt.

Kalypso hatte mich offenbar gehört, denn sie wartete bereits an der Boxentür. Langsam streckte ich ihr meine Finger entgegen und strich ihr sacht über die hellen, weichen Nüstern. »Hallo, meine Schöne, ich hatte heute einen ziemlich verrückten Tag. Hast du Lust, mit mir auszureiten?«, flüsterte ich ihr zu.

Wir hatten eine besondere Beziehung zueinander. Sie verstand mich und hörte mir zu, und meine Probleme waren weniger schlimm, wenn ich sie ihr anvertraute. Auch jetzt zuckten ihre Ohren, während sie mir aufmerksam zu lauschen schien und mich mit ihren klugen, schönen Augen beobachtete. Schließlich senkte sie den Kopf, um mich leicht anzustupsen.

Ich führte sie aus ihrer Box. In der Stallgasse waren inzwischen andere Reiter, die ihre Pferde fertig machten, und so wählte ich einen noch freien Putzplatz im Innenhof. Kein Wunder, dass hier meist viel Betrieb herrschte, denn die Boxenmiete war erschwinglich, und es gab sonst nur eine weitere Farm in der näheren Umgebung, bei der man jedoch keine Pferde einstellen konnte.

Ich hatte Glück gehabt, als meine Eltern mich hergebracht hatten, damit ich mir zu meinem zwölften Geburtstag ein Pferd aussuchen durfte. Damals hatten die Godweathers noch eine Pferdezucht betrieben. Ohne lange zu überlegen, hatte ich Kalypso gewählt. Ich hatte sofort gespürt, dass sie die Richtige war, obwohl ich mich anfangs auch ein wenig vor diesem riesigen Tier gefürchtet hatte, besonders bei unserem ersten Ausritt. Meine Eltern hatten den Godweathers Kalypso abgekauft und gleichzeitig die Box gemietet, damit sie hierbleiben konnte. Seitdem kam ich mindestens fünfmal die Woche her, um mich um sie zu kümmern.

Nachdem Kalypso gestriegelt und herausgeputzt war, sattelte ich sie und verstaute unser Essen in den Satteltaschen. Ich führte sie an den Rand des Innenhofs, setzte meinen Fuß in den Steigbügel und schwang mich auf ihren Rücken. Mit einem leichten Druck meiner Schenkel gab ich ihr zu verstehen, dass es losgehen konnte. Gemächlich schritt meine Stute Richtung Ausgang. Bei einem kurzen Blick über die Schulter bemerkte ich, dass Mr Godweather mich aus einem Fenster heraus beobachtete. Sein Blick wirkte heute irgendwie anders als sonst, starr und unheimlich.

Ich zuckte die Schulter. Es passte irgendwie zu diesem eigenartigen Tag.

Mit gewohnter Präzision übte ich wieder sanften Druck auf Kalypsos Flanken aus, und wir verfielen in einen leichten Trab. Unsere übliche Strecke verlief durch den Wald, der knapp eine halbe Meile hinter der Farm begann, bis wir den Fluss erreichten. Dem folgten wir ein gutes Stück bis zu einem großen Feld, und zum Schluss ging es an einem einsamen Strand entlang.

Als wir im Wald ankamen, nahm ich aus reiner Gewohnheit sachte die Zügel an. Mein Schimmel verstand sofort, was ich wollte, und verfiel in Schritt.

Ich liebte diesen Wald. Die Bäume standen so dicht, dass kaum Sonne durch die Wipfel drang und der Waldboden von dem Moos und dem Laub ganz weich war. Die Bäume sahen aus, als wären sie schon über hundert Jahre alt, wirkten irgendwie erhaben. Dicke Baumstämme reihten sich aneinander, als ob sie sich gegenseitig beschützen wollten, und nicht selten lief mir auch ein Eichhörnchen über den Weg. Wenn der Wind durch die Äste rauschte und das Laub zu rascheln begann, hätte ich schwören können, Mädchengeflüster zu hören. Lachende, helle Stimmen, die sich gegenseitig neckten und kicherten. Ja, dieser Wald hatte etwas Magisches, etwas Schönes an sich.

Doch noch viel schöner war der Fluss. Er war so klar, dass

man bis auf den Grund sehen konnte, und so breit, dass man an das andere Ufer ein gutes Stück schwimmen musste. Er glitzerte in der Nachmittagssonne, was ihn lebendig wirken ließ. Im Wasser tummelten sich zierliche Fische, die miteinander zu spielen schienen, und auf der Oberfläche kräuselten sich kleine Ringe, wenn die Tiere dort nach Luft oder Insekten schnappten. Am Ufer des Flusses standen Trauerweiden, deren lange Äste im Wasser hin- und herwogten, als ob sie das Wasser streichelten oder es trösten wollten.

An einer kleinen Absenkung machten wir eine Verschnaufpause. Kalypso trank aus dem Fluss, und ich pflückte am Uferstrand ein paar Wildblumen. Als ich wieder aufstieg und die Blumen in der Satteltasche verstaute, lief mir ein kalter Schauer über den Rücken. Das Gefühl, beobachtet zu werden, kitzelte ein weiteres Mal an diesem Tag meinen Nacken. Meine Stute schien meine aufkeimende Unruhe zu spüren und preschte, kaum dass ich wieder richtig im Sattel saß, in Richtung Feld davon. Je weiter wir ritten, desto besser fühlte ich mich.

Das Feld war eigentlich nur eine große Wiese, deren Gras Kalypso bis zu den Knien reichte. An manchen Stellen war es schon vertrocknet und ging ein, trotzdem wirkte es noch sehr lebendig. Große und kleine Wildblumen wuchsen am Wegesrand, Bienen summten, um Nektar zu suchen, und Grillen zirpten in der Nachmittagssonne. Es sah aus wie in einem Märchen. Die Sonne schien mir direkt ins Gesicht, während wir den kleinen Weg am Rand der Wiese erreichten, der zum Strand führte, unserem eigentlichen Ziel.

»Was sagst du, Kalypso, wollen wir den Rest des Weges mal ein bisschen Gas geben?« Lachend klopfte ich ihr sachte auf den Hals, als sie zustimmend wieherte. »Na, dann mal los, meine Hübsche.« Noch bevor ich zu Ende gesprochen hatte, galoppierte sie auch schon an, und wir sausten den Weg entlang. Ein begeistertes Jauchzen bahnte sich seinen Weg aus meiner Kehle, als ich den Wind in meinen Haaren spürte. Die bunten Blumen und das Gras am Wegesrand waren nur noch Farbflecken

für mich. Wie Öl flossen sie ineinander und ergaben ein neues Bild, das ich nur flüchtig wahrnahm. Von dem Wind, der mir entgegenpeitschte, begannen meine Augen zu tränen, doch ich lachte und jauchzte nur.

Kalypso wurde langsamer. Das signalisierte mir, dass wir unser Ziel fast erreicht hatten: das Meer, das mich schon während des ganzen Ritts gerufen hatte.

Wir stoppten, und die Hufe meiner Stute sanken ein bisschen in den weichen Sand ein, der sich inzwischen unter uns befand. Wir standen hoch oben auf einer Düne und blickten auf den strahlend blauen Ozean hinab, der in der Nachmittagssonne glitzerte.

Ich sprang ab und zog mir Stiefel und Strümpfe aus. Der grobkörnige Sand fühlte sich warm zwischen meinen nackten Zehen an, während ich die Socken in eine der Satteltaschen stopfte und die Stiefel am Sattel befestigte. Kalypso selbst musste ich nie anbinden. Sie würde mir niemals weglaufen, da war ich ganz sicher. So trottete sie auch jetzt ganz entspannt neben mir her, ohne dass ich sie hätte festhalten müssen. An diesen Teil des Strands war viel Seetang und Treibholz angespült worden. Trotzdem genoss ich es, hier entlangzuschlendern, dem Rauschen der Wellen zu lauschen und die kleinen Steine und den Sand unter meinen Füßen zu spüren. Langsam ging ich auf das Ufer zu, der Sand wurde immer nasser und klebte an meinen Fußsohlen. Als endlich das kalte Wasser über meine Füße schwappte, seufzte ich erleichtert auf. Es fühlte sich so gut an!

Kalypso wieherte zufrieden und trabte in Richtung Düne, um ein wenig Gras zu fressen oder die dort stehenden Büsche abzuknabbern. Währenddessen glitt mein Blick über den dunkelblau schimmernden Ozean. Er sah so friedlich und wunderschön aus.

Kräftig sog ich die frische Meeresluft in meine Lunge. Das Salz reizte meine Nase ein wenig, doch das störte mich nicht, ich wollte mehr. Ich hörte, wie die Wellen an die nicht weit

entfernten Gezeitenbecken schlugen, und war rundherum glücklich. Gut gelaunt bückte ich mich und hob eine Handvoll kleiner Steine und Muscheln aus dem nassen Sand auf. Die Steine warf ich allesamt zurück ins Meer, doch die Muscheln sortierte ich fein säuberlich auf meiner Handfläche. Nacheinander warf ich sie dann den Steinen hinterher. Nur zwei kleine, perfekt weiße Muscheln behielt ich, aber erst, nachdem ich mich vergewissert hatte, dass kein kleiner Meeresbewohner mehr darin lebte. Ich steckte sie in die Tasche meiner Reitjacke für meine Sammlung. Schon als ich klein war, hatte ich immer gern Muscheln gesucht. Bei dieser Erinnerung musste ich unwillkürlich lächeln und sog abermals die wunderbar duftende Meeresluft ein.

Doch plötzlich mischte sich noch ein anderer Geruch darunter: ein Duft nach Orangenblüten und Flieder.

»Wunderschön hier, nicht wahr?«

Ich war nicht wirklich überrascht, als ich ihre Stimme hörte, denn das seltsame Ziehen in meinem Magen, das plötzlich wieder da gewesen war, hatte mich vorbereitet. Allerdings hatte ich mir den Klang ihrer Stimme ganz anders vorgestellt. Sie war etwas tiefer als die von Corry, aber dennoch sanft und seidig wie ein Windspiel, das im Frühlingswind erklingt. Auch ohne mich umzusehen, spürte ich, dass sie keine fünf Schritte hinter mir stand. Wie konnte sich jemand so leise an mich heranschleichen?

Ganz langsam drehte ich mich zu ihr um, und augenblicklich verschlug es mir den Atem. Sie so nah vor mir zu sehen ... wow.

Ihre rückenlangen, gewellten, honigblonden Haare fielen ihr wie ein Wasserfall über die Schultern. Hohe Wangenknochen und ein etwas rundliches Gesicht unterstrichen ihre Weiblichkeit. Ihre göttlich geschwungenen vollen Lippen waren zu einem Lächeln verzogen. Um ihren Hals lag eine Silberkette mit einem Herzanhänger, der leicht rosa glühte. Doch was mich besonders an ihr fesselte, waren ihre Augen. Sie

waren violett, aber es war kein kräftiges, aufdringliches Violett, nein, eher ein Pastellviolett.

Meine Füße, die immer noch im Wasser waren, wurden langsam kalt, und ich hatte das Gefühl, etwas sagen zu müssen. »Du ... du bist das Mädchen, das mich die ganze Zeit verfolgt, am Strand und in der Schule.« Das war wirklich das Erste, was mir einfiel? Gott, war das peinlich!

Die Blonde kicherte nur. Ja, richtig, sie kicherte. »Stimmt, das war ich. Übrigens erstaunlich, dass du mich erkannt hast.« Sie verzog ihren schönen Mund zu einem sanften Lächeln.

»Na ja, du ... du hast mich ... direkt angeschaut, im Schulflur, meine ich.« Ich stotterte leicht vor Aufregung.

Sie kam einen Schritt näher. »Aber das meinte ich doch gar nicht. Ich spreche von heute Morgen, in der Bucht, auf den Klippen. Das war ziemlich weit weg.«

Mir klappte der Mund auf. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte.

»Ich ... *Wir* wollten wissen, ob du die bist, für die wir dich halten, oder ob wir uns in dir getäuscht haben.«

Ich begriff nicht, was sie da sagte, und runzelte die Stirn. »Wer bist du?«

Freundlich lächelnd streckte sie mir ihre Hand entgegen. »Mein Name ist Freja. Freja Hamelton.«

Ich ergriff ihre Hand nicht, sondern verschränkte stattdessen beide Arme vor der Brust.

Verlegen zog sie ihre Hand zurück und ließ sie wieder an ihre Hüfte sinken.

»Und, wenn ich fragen darf, was bitte willst du von mir?« Mein Tonfall klang patzig, aber langsam wurde mir das alles hier wirklich zu dumm. Diese Freja war zu seltsam.

»Du kommst schnell zur Sache, das gefällt mir. Nun, wer ich bin, ist etwas kompliziert.« Sie schien sich auf einmal in ihrer Haut ganz und gar nicht mehr wohlfühlen. Eine Hand an den Nacken gelegt und zum Himmel blickend, murmelte sie: »Wieso musste ausgerechnet ich mich dafür melden?«

Verblüfft starrte ich sie an.

»Sag mal, glaubst du an Gott? Also nein, nicht an Gott, sondern an Götter, also mehrere, so wie bei den Griechen?«

Wie bitte? Wollte dieses Mädchen jetzt ernsthaft mit mir, einer völlig Fremden, darüber debattieren, ob es Gott gab oder nicht? »Kann sein«, murmelte ich ausweichend.

Frejas Gesicht hellte sich augenblicklich auf. »Das ist toll. Und weißt du auch, dass in vielen Legenden und Sagen überliefert wurde, dass die Götter manchmal zu uns auf die Erde kamen und sich dann in Menschen verliebten?«

Ich nickte. Es gab viele Legenden darüber, wie die Götter Menschen verführt hatten. Am schlimmsten hatte es Zeus getrieben. Einmal war er sogar in Gestalt eines Schwans aufgetaucht, um eine hübsche junge Frau namens Leda zu verführen, und das hatte auch noch funktioniert.

»Und manchmal«, fuhr Freja unbeirrt fort, »gingen aus diesen Verbindungen Kinder hervor, Halbgötter.«

Voller Eifer nickte ich, denn damit kannte ich mich aus. »Ja, einige Heroen wurden sehr berühmt, etwa Herkules, der Sohn von Zeus, oder Perseus. Wieder andere wurden sogar in den Olymp aufgenommen. Dionysos ist da das beste Beispiel.« Die Göttersagen hatten es mir einfach angetan, schon als Kind war ich Feuer und Flamme für diese Geschichten gewesen. Mit einem Mal wurde ich jedoch stutzig. »Wieso reden wir über das alles eigentlich?«

Das Lächeln der jungen Frau war noch strahlender geworden. »Noch vor Jahrhunderten gab es viele Halbgötter, bis eines Tages das Orakel Cassandra eine Prophezeiung aussprach«, antwortete sie sanft. »Ein Halbgott, ein Abtrünniger, würde alle Götter vernichten, um selbst göttergleich zu werden und fortan über die Menschen und die Welt zu herrschen. Daraufhin schworen die Götter, keine Halbgötter mehr in die Welt zu setzen und sich von den Menschen fernzuhalten. Dieses Versprechen hielten sie Hunderte von Jahren. Doch vor knapp einundzwanzig Jahren erblickte der erste neue Halbgott seit

Jahrhunderten das Licht der Erde.«

Diese Erklärung war alles andere als befriedigend für mich, und mein Blick schien Bände zu sprechen, denn sie fuhr schnell fort: »Es gibt nun insgesamt zwölf neue Halbgötter auf der Welt, und ich ... bin eine von ihnen. Meine Freunde und ich sind auf der Suche nach den restlichen Halbgöttern.«

Es dauerte einen Moment, bis ich die Information verarbeitet hatte und begriff, was sie mir damit sagen sollte. »Sekunde, du willst mir doch nicht weismachen, dass du von Göttern, deren Existenz nie bewiesen wurde, abstammst? Und erst recht nicht, dass ich auch eine Halbgöttin sein soll?« So einen Schwachsinn hatte ich ja noch nie gehört. Götter und Halbgötter waren anmutig, kriegerisch und klug, ich war keines von alledem. Halbgöttin, pah! Ich konnte ja nicht einmal eine Suppe kochen, ohne drei Teller fallen zu lassen.

Doch das Mädchen nickte eifrig.

»Hör mal, ich weiß ja nicht, was du genommen hast«, ich hob abwehrend die Hände, »aber ich hoffe für dich, dass der Trip bald vorbei ist.« Mit diesen Worten marschierte ich an ihr vorbei. Diesen Unsinn wollte ich mir nicht länger anhören und noch weniger glauben. Ich wandte mich Kalypso zu, die ein Stück entfernt an einem Busch knabberte und sich nicht von uns stören ließ. Noch bevor ich mehr als drei Schritt weit gekommen war, packte mich das Mädchen jedoch am Arm und zwang mich, mich wieder umzudrehen. »Was willst du denn noch?«, fragte ich entnervt.

»Ich habe nichts genommen«, sagte sie leise und sah mich ernst an. »Ich bin die Tochter eines Gottes und du ebenfalls. Denk nach. Hast du dich nie fehl am Platz gefühlt oder unfertig? Hast du nie gefühlt, dass du nicht hierhergehörst? Hast du dich nie gefragt, wieso du in einigen Dingen so viel besser bist als alle anderen? Oder hast du nicht vielleicht auch schon etwas getan, was für einen Sterblichen unmöglich schien?«

Keine Ahnung, wieso, aber die Explosion in den Waschräumen kam mir in den Sinn, doch ich schüttelte energisch

den Kopf. Natürlich hatte ich mir schon vorgestellt, ich könnte in eine meiner Bücherwelten eintauchen, aber ich meine: wer nicht? Jeder hatte sich doch schon einmal vorgestellt, Zaubertrankunterricht in Hogwarts zu nehmen und den Hauspokal zu gewinnen oder den Ring der Macht überzustreifen, um unsichtbar zu werden. Aber das hier? Das war absurd, völlig absurd. Es gab keine Götter und auch keine Halbgötter. Ich war ein Mensch und leider völlig normal.

Freja sah mich noch immer eindringlich an, doch ich wich ihrem Blick aus. Er war so voller Hoffnung und Zuneigung, dass ich ihn einfach nicht erwidern wollte, nicht erwidern konnte. »Nein, nein, nein und noch mal nein! Ich bin ein ganz normales Mädchen, das einfach nur nicht dazugehört. Ich stamme von meinen menschlichen und leiblichen Eltern John und Mary Kaiin ab. Das ist alles, ich kann nichts Besonderes und hatte noch nie außergewöhnliche Kräfte oder Ähnliches.« Ich befreite mich aus ihrem Griff und lief zu Kalypso. »Und was du erzählst, sind alles nur Legenden, die über Jahrtausende weitergegeben wurden, mehr nicht.«

»In jeder Legende steckt ein Fünkchen Wahrheit«, murmelte sie so leise, dass ich sie beinahe nicht verstanden hätte. Sie stand noch immer am selben Fleck.

Doch ich reagierte nicht auf ihre Worte. Stattdessen schwang ich mich in den Sattel. Kalypso wieherte aufgebracht. Ich klopfte ihr beruhigend auf den Hals, während ich das Mädchen ein letztes Mal ansah. »Ich geb dir einen guten Rat: Leb lieber in der Realität, sonst wirst du nur Schwierigkeiten bekommen.« Leise setzte ich, mehr für mich als für sie, hinzu: »Magie gibt es nicht und wird es auch nie geben.« Mit diesen Worten nahm ich die Zügel auf, legte meine Beine an Kalypsos Flanken und galoppierte davon. Wir fegten vom Strand fort, den Weg am Feld entlang und am Fluss vorbei immer weiter. Weg von dieser Freja, ihren verrückten Behauptungen und dem Grund für das Ziehen in meinem Bauch. Bedauerlicherweise gelang es mir nicht, auch meinen Gedanken zu entkommen. Auch wenn

ich mir immer wieder sagte, dass es nicht wahr sein konnte, ließen mich ihre Worte nicht los. Aber ich war nun einmal nichts Besonderes und würde auch nie etwas Besonderes sein. Götter gab es nicht, und ich würde immer das Fantasybücher lesende, komische Mädchen bleiben, das ich schon immer gewesen war.

Als wir den Wald erreichten, verlangsamte Kalypso das Tempo. Meine Gedanken schwirrten weiter und kamen einfach nicht zur Ruhe. Wörter wie *Götter, falsch, unwichtig, Halbgott* und die Zahl *Zwölf* schossen mir durch den Kopf, während es allmählich dämmerte. Wenn das so weiterginge, würde ich Kopfschmerzen bekommen. Ich schüttelte den Kopf wie Kalypso, wenn sie Fliegen verscheuchen wollte, um die Gedanken loszuwerden, die sich unaufhörlich im Kreis drehten. Einerseits machte diese durchgeknallte Freja mir Angst. Andererseits aber begann tief in meinem Herzen ein Funke zu glühen. So klein und unscheinbar, dass man ihn leicht übersehen konnte. Doch eine ganz leise Hoffnung begann in meinem Inneren zu wachsen.

Zurück auf der Farm, brachte ich Kalypso in die Stallgasse, sattelte sie ab, kontrollierte ihre Hufe und rieb sie trocken. Beim Ausmisten ihrer Box ließ ich mir jedoch viel Zeit, so dass es schon dunkel war, als ich die Mistgabel endlich beiseitstellte.

Schnell zog ich mich um, räumte den Proviantbeutel aus und verstaute den Saft und den Kuchen in meiner Tasche. Die Äpfel warf ich in Kalypsos Futtertrog und verabschiedete mich mit einem Kuss auf ihre Nüstern von ihr. Doch sie war nur an ihrem Hafer und meinen Obstgeschenken interessiert.

Kopfschüttelnd trat ich in den Innenhof, um mein Fahrrad zu holen, das immer noch an der Mauer des Haupthauses lehnte. Dieses Pferd liebte das Essen leider doch mehr als mich.

Den leeren Beutel hängte ich an den Türknauf der Eingangstür des Wohnhauses. Als meine Taschen endlich im Gepäckträgerkorb verstaut waren, schob ich mein Fahrrad in die Mitte des Hofes, direkt neben den kleinen weißen Springbrunnen. Mein Blick glitt über den dunklen Hof und dann hinauf in den Himmel, wo vereinzelt Sterne aufblitzten. Der helle, riesige Vollmond stand fast direkt über mir und tauchte den kleinen Hof in silbrig-weißes Licht. Eine ehrfürchtige Stille lag über der Szene. Doch egal, wie hell der Mond auch strahlte, er gelangte nicht in die hintersten Winkel des Hofes. Gänsehaut kroch meine Arme hinauf. Es kam mir vor, als lauerten dort Schatten, die nur darauf warteten, endlich auszubrechen, um die Welt und meine Gedanken zu verdunkeln.

Super, jetzt hatte ich mich doch noch von diesem ganzen Göttergerede anstecken lassen.

Genervt schwang ich mich aufs Fahrrad, trat in die Pedale und versuchte, diesen Tag, die merkwürdige Freja und ihre Hirngespinnste endgültig hinter mir zu lassen.

Da ich noch nicht sofort nach Hause wollte, fuhr ich einen Umweg durch die Stadt. Ein Mädchen mit hellen blonden Haaren fiel mir auf dem Gehweg auf. Das Gesicht konnte ich nicht erkennen, da ich noch hinter ihm war. Irgendwie kam das Mädchen mir dennoch bekannt vor. Die Jacke eng um sich geschlungen, schlich es mit hängenden Schultern die Straße entlang. Ich meinte ein Schniefen zu hören, und als ich an dem Mädchen vorbeiradelte, hob es den Kopf und starrte mich aus rot geweinten, leeren Augen an.

Der Blick ging mir durch und durch. Das Mädchen war Morgan Baker. Ich kannte sie nicht wirklich, obwohl die Bakers neben uns wohnten und Morgan in meinem Jahrgang war. Doch ich wusste, warum sie so fertig war: Sie war die große Schwester der verschwundenen Liv, über die sich Angelina und Corry heute Vormittag unterhalten hatten.

Ehe ich etwas sagen konnte, bog Morgan wortlos um die nächste Ecke, und ich fuhr weiter. Doch auf dem ganzen Heim-

weg ging sie mir nicht mehr aus dem Kopf und auch ihre Schwester nicht.

Unser Haus lag dunkel und still da, es wirkte beinahe verlassen. Ich zog meine Schuhe und Strümpfe aus und schlich in mein Zimmer. Ohne das Licht anzuschalten, warf ich meine Schultasche in eine Ecke und stellte meine Sporttasche auf den Stuhl, um sie auszupacken. Doch bevor ich dazu kam, wurde die Tür geöffnet, und das Licht ging an.

»Du kommst spät«, ertönte die tiefe, aber auch irgendwie beruhigende Stimme meines Vaters.

Ich atmete einmal tief ein und drehte mich mit Schwung zu ihm um. »Hi, Dad.« Ich lächelte den hochgewachsenen braunhaarigen Mann an, der an den Rahmen gelehnt in der Tür stand. Seine braungrünen Augen betrachteten mich liebevoll, aber auch prüfend.

»Ich weiß, ich bin spät dran, aber im Stall gab es so viel zu tun, und der Ausritt hat auch länger gedauert. Tut mir leid, hab einfach die Zeit vergessen.«

Er kam wortlos auf mich zu und nahm mich in den Arm. »Es ist alles gut. Deine Mutter ist schon im Bett. Ich hab ihr ihre Medizin gegeben, und sie ist jetzt ganz ruhig. Mach dir keine Gedanken. Happy birthday, mein kleines Mädchen«, murmelte er und drückte mich liebevoll an sich.

Natürlich wusste er, dass das alles nur eine Ausrede war, und er verstand es.

»Danke, Dad. Auch für die Geschenke.« Meine Stimme zitterte. Seine liebevolle Umarmung brachte die vielen widersprüchlichen Gefühle, mit denen ich den Tag über gekämpft hatte, wieder an die Oberfläche. Ich fühlte, wie Tränen in mir aufstiegen.

Auch meinem Vater schien das aufzufallen. Er machte sich von mir los und hielt mich eine Armlänge von sich entfernt fest, während er mich nun forschend musterte. »Und sonst? Alles in Ordnung bei dir?«

»Klar.« Ich zwang mich erneut zu einem Lächeln und war erleichtert, als er mich losließ.

Doch ich hatte mich zu früh gefreut. Mein Dad nahm meine Hand und zog mich zum Bett. Als ich saß, setzte er sich neben mich. »Ich sehe es dir doch an der Nasenspitze an, dass was nicht stimmt, also ...?«

Er würde keine Ruhe geben, also tat ich, was ich immer in solchen Momenten tat: Ich redete nicht über meine Probleme, sondern über unwichtige Dinge. Anstatt ihm die Wahrheit über meinen verrückten Tag zu sagen, erzählte ich ihm, wie Corry und Angelina in der Mädchentoilette über mich hergezogen hatten. Die Sache mit den explodierten Wasserrohren behielt ich für mich. Ich hatte noch immer ein komisches Gefühl bei der Sache. Vielleicht ... nein! Ich verdrängte den absurden Gedanken schnell. Mein Vater musste auf jeden Fall nicht alles wissen. Nachdem ich geendet hatte, seufzte ich lautstark auf. Ich hoffte, dass dieses Gespräch bald enden würde.

»Leona, was habe ich dir immer gesagt, als du noch klein warst?« Fragend sah er mich an.

Ich verzog das Gesicht. »Iss dein Gemüse, damit du groß und stark wirst?«

»Nein.« Er schmunzelte. »Zeig, was in dir steckt, und lass die anderen reden. Du bist perfekt genau so, wie du bist.« Er legte seinen Arm tröstend um mich.

Ich liebte meinen Dad für diese Worte. Er versuchte, immer für mich da zu sein, auch wenn ihm bei seinem Job und der Betreuung von Mom kaum Zeit blieb. Und doch konnte er mir nicht helfen. »Danke, Dad, ich versuch es. Und es tut gut, mit dir darüber zu reden.« Ich lehnte meinen Kopf an seine Schulter.

»Und du weißt, dass du immer zu mir kommen kannst? Mit allem?«

»Ja, Dad.« Ich nickte, obwohl ich genau wusste, dass ich das nicht konnte. Die Sache mit dem weißen Wolf und der durchgeknallten Freja würde ich ihm bestimmt nicht erzählen. Es

war einfach zu irre. Ganz sicher hätte er mich für ebenso gestört gehalten wie Mom.

»Du, sag mal, kann ich noch ein bisschen an den Pool?«, versuchte ich, unser Gespräch endlich zu beenden.

Er sah auf die Uhr. »Aber nicht mehr so lange. Es ist schon fast zehn, und du hast morgen Schule.«

Ich lächelte, und diesmal war es ein ehrliches Lächeln. Bevor er sich erhob, gab ich ihm einen Kuss auf die Wange, was auch ihn grinsen ließ. »Ich hab dich lieb, Dad.«

»Ich dich auch, Leona.« Mit diesen Worten ging er zur Tür. »Gute Nacht, Schatz.« Er schloss sie hinter sich.

Als ich hörte, wie sich die Tür zum Schlafzimmer meiner Eltern schloss, entspannte ich mich endlich. Barfuß trat ich auf den dunklen Flur hinaus und schlich auf Zehenspitzen die Treppe hinunter. Als mein Blick unten in die Küche und auf den Kühlschrank fiel, gab mein Magen ein forderndes Knurren von sich.

Zwischen Wurst, Käse und Gemüse entdeckte ich etwas, was mich grinsen ließ. »Jackpot,« murmelte ich. Roher Fertigkekesteig lag kühl und schwer in meiner Hand. Kurz entschlossen nahm ich die ganze Rolle mit und ging auf die gläserne Schiebetür zu, die in den Garten führte.

Alles lag ruhig und verwildert im Mondlicht da. Auf unserer kleinen Terrasse standen einige Holzmöbel herum, die eigentlich nie jemand benutzte, und der Boden war mit Steinfliesen bedeckt. In dem silbrigen Licht schimmerten sie edler, als sie eigentlich waren. Große wuchernde Hecken umgaben den Garten, und im hinteren Bereich des Grundstücks standen ein paar große Eichen, die ein kleines Gartentor verdeckten. Außerdem gab es noch zwei kleine, ungepflegte Blumenbeete. Früher hatte meine Mutter sich noch darum gekümmert. Im Frühling und im Sommer hatten dort die schönsten Blumen geblüht, und im Herbst hatte Mom leckeres Gemüse geerntet. Doch das war schon lange her. Jetzt wucherte hier nur Unkraut, ebenso wie zwischen den knöchelhohen Gras-

halmen. Dad hasste es, Rasen zu mähen, aber mir gefiel es, wenn das Gras ungehindert wachsen konnte und zu einer Wiese wurde.

Ich lief den Steinweg entlang, um zu unserem Pool zu gelangen. In besseren Zeiten, als ich noch klein gewesen war, hatte mein Vater so gut in seinem Zeitungsverlag verdient, dass er uns ein eigenes Schwimmbad in den Garten hatte setzen lassen. So konnte ich auch zu Hause schwimmen. Das Becken war genau fünf Meter lang und vier Meter breit, an der tiefsten Stelle maß es dreieinhalb Meter und an der flachsten eineinhalb Meter. Auf dem Grund des Pools waren mit dunkelgrünen Steinen drei übereinanderliegende Wellen eingesetzt worden, das griechische Symbol für Wasser. Ich hatte es mal nachgeschlagen. Um das Becken war ein fußbreiter Streifen aus hellblauen Fliesen gelegt worden, und hinter dem Pool gab es eine Dusche, die durch Fliesen mit dem Streifen verbunden war. Ja, mein Dad hatte damals keine Kosten gescheut.

Da ich keine Lust hatte zu schwimmen, ließ ich mich am Rand des großen Beckens nieder und streckte vorsichtig meine Beine nacheinander in das kalte Wasser. Der Geruch von Chlor stieg mir in die Nase. Ich blickte auf den Keksteig, den ich noch immer in der Hand hielt, und mir fiel ein, dass der Kuchen von Mrs Godweathers noch immer in meiner Tasche lag. Und dann wanderten meine Gedanken weiter zu dem Austritt und zu Freja und ihren verrückten Behauptungen.

Seufzend ließ ich mich rücklings ins Gras fallen und starrte in den Himmel. Die Sterne leuchteten hell, doch der Mond war heller. Er strahlte mich mit seinem Licht an, als wollte er mich aufmuntern. Eine leise Brise strich über mein Gesicht, ein weiteres leises, kleines Seufzen stahl sich über meine Lippen und verwehte im Wind. Und dann war es wieder da, das ziehende Gefühl in meinem Bauch, das langsam zur Gewohnheit wurde.

»Harter Tag, was?« Freja hockte im Schneidersitz neben mir und blickte mitleidig aus ihren violetten Augen auf mich herab.

»Woher willst du denn wissen, wie ich mich fühle?«, gab ich patzig zurück, während ich mich aufsetzte. Ich gab es auf, mich zu fragen, wie sie es ein weiteres Mal geschafft hatte, sich an mich ranzuschleichen und einfach neben mir in unserem Garten aufzutauchen.

»Du wirst es mir wahrscheinlich nicht glauben, aber ich weiß sehr genau, was gerade in dir vorgeht. Vor fast genau sechs Monaten war ich an deiner Stelle und glaub mir, ich habe keinen so gekonnten Abgang hingelegt wie du vorhin.« Sie schmunzelte.

Das entlockte auch mir ein kleines Lächeln, obwohl ich nicht sicher war, was ich von ihren Worten halten sollte. »Dann kannst du dir ja vorstellen, wie es für mich ist, von einer Verrückten so etwas an den Kopf geworfen zu bekommen.«

»Aber wenn ich so verrückt bin, wie du sagst, wieso beschäftigt dich das alles dann so sehr?«

Eine gute Frage, sogar eine ganz ausgezeichnete Frage. Und woher wusste sie, dass es so war? Während ich über ihre Frage nachdachte, setzte ich mich auf und zog die Beine aus dem Wasser. Ich drehte mich zu ihr um, den Keksteig legte ich hinter mich ins Gras. »Na gut, nehmen wir mal an, es stimmt, was du sagst. Was nun?« Ich konnte nicht verhindern, dass mein Tonfall spöttisch klang. »Ich meine, was ist der Plan? Bekomme ich jetzt einen Brief, in dem mir alles erklärt wird?«

Wieder verzog sich ihr hübscher Mund zu einem Grinsen. »Nein, das nicht. Zunächst würdest du meine Freunde kennenlernen und mit uns trainieren. Aber ..., wenn du dich dazu entscheidest, mit uns zu kommen, müssen wir hier weg. Du musst also dein Zuhause verlassen.«

Entsetzt sah ich sie an. Weg? So richtig weg? Und doch war ich auch neugierig.

Freja schien meinen Gesichtsausdruck jedoch falsch zu deuten, sie sah geknickt zu Boden.

Gerade als ich sie aufklären wollte, erklang eine tiefere Stimme auf meiner anderen Seite.

»Ja, weg. Schließlich müssen wir noch die anderen finden,

und du wirst nicht die Letzte sein, die so guckt.«

Erschrocken drehte ich mich um und starrte in mein eigenes Abbild. Ich spiegelte mich in der Sonnenbrille des Gothtypen, der Freja von der Schule abgeholt hatte. Er hockte urplötzlich neben mir und betrachtete mich mit einem ziemlich arroganten Ausdruck.

Wieso zum Teufel trug er nachts eine Sonnenbrille? Das war der erste Gedanke, der mir durch den Kopf schoss, und dann: Und wieso schon wieder Handschuhe?

»Du ... du warst der Typ auf dem Schulparkplatz ... Der mit dem Porsche.« Nein, das hatte ich gerade nicht laut gesagt? Doch, das hatte ich. Ich konnte es sehen, denn sein Gesichtsausdruck wechselte von überheblich zu amüsiert. Seine perfekt geschwungenen Lippen verzogen sich zu einem leichten Lächeln, und hübsche, strahlend weiße Zähne erschienen. »Autsch, dass du dich nur wegen der coolen Karre an mich erinnerst, ist echt heavy.«

Ich hörte ein Ausschnaufen und als ich Freja ansah, hatte sie überrascht die Augen aufgerissen. Doch dann räusperte sie sich und sagte mit ruhiger Stimme: »Leona, darf ich vorstellen? Aydon Finn Miller. Er ist einer meiner Freunde und natürlich ein Halbgott genau wie du und ich.«

Ich konnte nicht anders, als die beiden abwechselnd anzustarren. Das konnten sie doch nicht wirklich ernst meinen? Okay, schön, eine Verrückte, das kam eben vor, aber zwei, die diesen Unsinn glaubten? Aber dann begann ich mich erneut zu fragen, ob an ihrer verrückten Story nicht doch etwas dran war.

»Aydon, das ist Leona. Sie wird uns begleiten«, fuhr Freja wie selbstverständlich fort.

»Leona?« Aydon sah mich mit hochgezogenen Augenbrauen an, als wollte er, dass ich mich dafür entschuldigte, dass ich so hieß.

»Ja, und? Hast du ein Problem mit meinem Namen?«, fauchte ich.

»Nein, gar nicht, nur ... passt er irgendwie nicht zu dir«,

gab er lässig zurück.

»Ist das dein Ernst?« Am liebsten wäre ich ihm an die Gurgel gesprungen. Der Typ war einfach unmöglich. »Du brichst in meinen Garten ein, behauptest auch, du wärst ein Halbgott, und hast außerdem noch die Frechheit, meinen Namen zu beleidigen?«

»Nun«, gab er ruhig zurück, »erstens habe nicht *ich* gesagt, dass ich ein Halbgott bin, sondern die liebe Freja, und zweitens habe ich deinen Namen nicht beleidigt. Ich sagte nur, dass er nicht zu dir passt, das ist alles.«

»Aydon, du hast gesagt, dass ich es noch einmal allein versuchen darf.« Freja funkelte ihn jetzt ebenfalls aufgebracht an.

»Ja, aber du brauchst so ewig.«

Freja vergrub das Gesicht in ihren Händen, als wäre ihr das alles unsagbar peinlich.

In diesem Moment ließ sich aus dem hinteren Teil des Gartens eine weitere männliche Stimme vernehmen: »Aydon, lass das. Du machst es nur unnötig schwierig.«

Hinter den Eichen traten zwei Gestalten hervor und kamen auf uns zu. Es waren ein Typ, der etwas älter zu sein schien, und ein Mädchen, das ungefähr in meinem Alter sein musste. Der junge Mann war groß und muskulös, aber nicht übertrieben. Seine sandsteinfarbenen, kinnlangen Haare umschmeichelten sein schönes schmales Gesicht. Alles an ihm wirkte männlich und stark wie bei einem Anführer, den sogar Aydon zu akzeptieren schien, denn er sagte ausnahmsweise mal nichts, als der Fremde ihn mit einem durchdringenden Blick fixierte.

Gebannt starrte auch ich nun auf die Augen des Fremden. Sie schimmerten in einem ungewöhnlichen, sanften Goldrosé, als würde die Sonne gerade untergehen und sich auf der Meeresoberfläche spiegeln. Nur mühsam riss ich mich von ihnen los, und mein Blick blieb ein Stück tiefer an seiner Kette hängen, genauer gesagt, an dem Anhänger, einem kleinen goldfarbenen Lorbeerkranz, der an einer gleichfarbigen Kette baumelte. Auch

Aydon trug eine Kette, jedoch war seine aus Silber und der Anhänger ein Kreuz aus einem schwarzen Stein. Freja besaß ein rosa Herz und ich ...

Unwillkürlich griff ich an meinen Hals, und meine Finger tasteten nach dem blauen, funkelnden Stein. Dabei spürte ich, dass ich von dem fremden Mädchen beobachtet wurde. Es war mindestens genauso schön wie Freja, auch wenn die Hälfte seines Gesichts von langen Silberhaaren verdeckt wurde. Dennoch konnte ich beeindruckende, leicht schräg stehende Augen erkennen. Um die Pupillen herum kräuselte sich ein grauer Schein, als wäre die Iris mit Nebel überzogen. Gewitteraugen, schoss es mir durch den Kopf, und dass mich das Mädchen an eine Elfe erinnerte. Auch um den Hals der Silberhaarigen schmiegte sich eine Silberkette mit einem Anhänger in Form eines weißen Blitzes, der durchscheinend wirkte.

»Leona, das sind Elliot und Neyla.« Freja deutet zuerst auf den jungen Mann und dann auf das Mädchen, das sich immer noch im Hintergrund hielt und schüchtern durch seine Haare blinzelte.

Frejas Worte machten mir jetzt erst klar, dass vier völlig Fremde in unserem Garten standen und mir einreden wollten, dass sie Gött- äh ... Halbgötter waren. Ich sprang auf und wich zurück. »Na schön, versteckt sich hier noch jemand in unserem Garten, oder sind das nun alle Verrückten?«

»Nein, das sind alle. Lissa hält Wache, also dürfte sie eigentlich nicht herkommen«, gab Aydon lässig zurück, was ihm einen weiteren bösen Blick von diesem Elliot einbrachte.

Immer weiter wich ich in Richtung Haus zurück, um mich in Sicherheit zu bringen. »Das ist echt zu irre«, brabbelte ich vor mich hin und starrte dabei abwechselnd jeden von ihnen an, während ich an der Terrassentür verharnte.

»Leona, bitte hör mir zu. Wir wollen dir wirklich nur helfen. Wir sind deine Freunde und möchten, dass du verstehst, wer du bist. Und wir brauchen deine Hilfe.« Freja war ebenfalls aufgesprungen und näherte sich mir mit einem flehenden Aus-

druck in ihren schönen violetten Augen.

»Es tut mir leid, Freja, aber ich ... ich kann das nicht glauben. So etwas wie Götter, Magie oder Ähnliches gibt es einfach nicht.« Mit Tränen der Frustration in den Augen starrte ich sie an. Plötzlich wurde mir klar, dass ich ihr so gern geglaubt hätte, dass ich tatsächlich etwas Besonderes sei ... Aber ich konnte es einfach nicht.

Freja ballte die Hände zu Fäusten und sah mit einem verzweifelten Ausdruck zu Elliot, der jedoch nur mit den Schultern zuckte.

»Na schön, dann sind wir hier fertig.« Aydon erhob sich von seinem Platz im Gras und klopfte sich die schwarze Hose ab. Er trat an Frejas Seite, sah aber mich an. »Gut, du hast gewonnen, wir gehen. Ich verspreche dir, dass wir auch nicht wiederkommen werden. Aber«, er hob einen Finger und deutete auf mich, »frag dich doch mal, wieso du dich immer so komisch und fehl am Platz fühlst. Wieso du nie so richtig dazugehörst hast, weil du immer irgendwie anders warst. Frag dich, ob du so weiterleben willst. Wenn du dann immer noch der Meinung bist, dass das hier«, mit einer ausladenden Geste wies er auf den Garten und unser Haus, »genau das ist, was du willst, was du brauchst, okay. Aber dann frage dich später nicht, was gewesen wäre, wenn ...« Mit diesen Worten griff er nach Frejas Arm und zog sie mit sich.

Sie warf mir einen letzten verzweifelt bittenden Blick zu, ehe beide vor Elliot und seiner Gefährtin stehen blieben. Als er nickte, gingen beide zu dem kleinen Tor und verschwanden in der Dunkelheit. Auch Elliot und das Mädchen mit den silbernen Haaren wandten sich ab und folgten ihnen.

Ich blieb allein und völlig verwirrt auf unserer Terrasse zurück und sah der kleinen Gruppe nach. In meinem Kopf spukten die Worte des Goth in meinem Kopf herum. Ja, was wäre, wenn ...?

Meine Hand, eiskalt vor Aufregung, tastete nach dem Griff, um die Terrassentür aufzuschieben, als ein Zucken durch meinen Körper lief.

## Kapitel 2

### Kassandra

Meine Augen, die von Tränen verschleiert waren, sahen auf die funkelnde Stadt hinab. Wie ein Meer aus Wärme und Licht lag sie am Fuße eines Berges, dessen Namen ich mir nicht merken konnte. Bei Nacht war sie wirklich noch viel schöner anzusehen. Delphi, mein Zuhause. Ich wischte mir die Tränen, die mir über das Gesicht liefen, ab. Eine leichte Brise streichelte mein langes schwarzes Haar und ließ es in meinem Nacken kitzeln, als wollte sie mich zum Spielen herausfordern. Ich trat an die Balkonbrüstung, und ein besonderer, vertrauter Duft stieg mir in die Nase.

»Sei gegrüßt, Aphrodite«, sagte ich leise. Das Aroma von Orangenblüten und Flieder spielte mit meinen Sinnen und lud mich zum Träumen ein. Es war schwer zu widerstehen.

»Orakel«, kam die Antwort der Göttin zurück.

Ihre melodische Stimme klang in meinem Geist nach. Ich drehte mich nicht um aus Angst, in ihren Augen etwas zu sehen, was ich bereits seit Längerem wusste. »Es geht um die Prophezeiung, nicht wahr?«

»Ja, Zeus war aufgebracht. Doch er ahnte, dass es irgendwann einmal dazu kommen würde. Dennoch macht er sich Sorgen um uns und um unsere Kinder. Sag, Orakel, hast du etwas gesehen, was uns helfen könnte?«

Das überraschte mich, normalerweise suchten die Götter nie nach Hilfe. »Nein, nichts Konkretes. Nur Schatten, Schmerz und Wut. Sehr viel Wut. Doch deswegen bist du nicht hier, oder, Göttin?« Ich konnte spüren, dass sie etwas beschäftigte, dass mehr hinter ihrem Besuch steckte als die reine Sorge um ihre göttliche Familie, die sie liebte.

»Du hast recht. Ich kenne nicht die ganze Prophezeiung, nur die ersten Zeilen, und ich wollte wissen, ob ich ... ob mein Kind ...«

Mit einer Handbewegung brachte ich sie zum Schweigen. »Sprich nicht weiter, wir werden belauscht.« Ich sah mich um. Die fremde Präsenz war ganz nah. Doch als ich wieder in Aphrodites bittende Augen blickte, seufzte ich ergeben. »Dein Kind ist stark, warmherzig und mutig, so wie auch dein Herz es ist. Glaube daran, dann wird es auch so geschehen.«

Nichts regte sich, ich hörte die Göttin nicht einmal atmen, und ich hatte den Blick wieder auf die Stadt gerichtet, ohne sie wirklich wahrzunehmen.

»Aber das hast du nicht gesehen, schließlich könnte auch mein Kind ...«

Ich drehte mich zu ihr um und unterbrach sie: »Deine Tochter wird so wie du sein, Göttin. Mehr kann ich dir nicht sagen.«

Ihre Hand verbarg ihre perfekten vollen Lippen, ob vor Entsetzen oder Freude, wusste ich nicht. Aber in ihren Augen sammelten sich Tränen, die strahlenden violetten Augen der Göttin der Liebe sahen mich unverwandt an. »Meine Tochter?«, brachte sie mit bebender Stimme hervor.

Ich lächelte. »Ja, deine Tochter.«

### Kapitel 3

Mit einem Wimpernschlag war die Vision verblasst und die Freude, die in mir aufgestiegen war, nur noch ein ferner Hall aus einer anderen Zeit.

Kopfschmerzen setzten genau über meiner Schläfe ein. Den kalten Griff der Terrassentür immer noch in der Hand, sah ich wieder in den Himmel zum Vollmond. Was wäre, wenn ...?

Einem Impuls folgend, drehte ich mich um und trat ins Haus. Die Tür ließ ich offen. Es war verrückt und unmöglich, aber ich wollte die Wahrheit wissen, ich wollte wissen, ob es möglich war.

Das Licht in meinem Zimmer blieb aus. Ich wusste, was ich zu tun hatte. Da meine schwarze Sporttasche immer noch nicht ausgepackt war, nahm ich alles, was ich nicht brauchte, heraus, auch Mrs Godweathers Kuchen, den ich auf den Schreibtisch stellte. Leise öffnete ich den Schrank, schnappte mir Hosen, Pullis, Shirts, Unterwäsche, zwei Bikinis und genügend Socken, um einige Tage überstehen zu können. Auch Zahnbürste, Kamm und andere Kosmetika wanderten in meine Tasche. Nach und nach füllte sie sich mit wichtigen und unwichtigen Dingen. Das Schwierigste war jedoch zu entscheiden, was für Bücher ich mitnehmen sollte und ob ich überhaupt welche brauchen würde. Ich entschied mich für *Griechische Götter von A bis Z*, da dies das neueste Werk in meiner Sammlung war. Der Rest musste leider hierbleiben und auf mich warten. Meine Tasche war fast voll, doch ich packte noch ein kleines Erste-Hilfe-Set dazu, man konnte ja nie wissen.

Die letzte Hürde, die ich überwinden musste, bevor ich aufbrach, war mein Outfit. Ich entschied mich für ein langärmeliges dunkelgrünes Oberteil und eine bequeme schwarze Leggins. Meine Haare band ich zu einem locker sitzenden Pferdeschwanz zusammen.

Im Spiegel betrachtete ich den kleinen Anhänger und strich behutsam darüber. Er war warm, fast wie ein kleines Herz direkt über meinem eigenen.

Ich warf mir die Sporttasche über die Schulter, und an der Tür drehte ich mich noch ein letztes Mal zu meinem Zimmer um. Mein Schreibtisch war ungewohnt ordentlich und leer, genauso mein Bett. Zuletzt strich ich mit den Fingerspitzen noch über einige Bücherrücken, ein letzter Abschiedsgruß an meine alten Freunde.

»Irgendwann wird auch meine Geschichte hier stehen und erzählt werden.« Mit diesen leise geflüsterten Worten schloss ich die Zimmertür hinter mir und lief nach unten.

In der Küche blieb ich kurz stehen. Nun musste ich noch das Schwierigste hinter mich bringen, eine Textnachricht an meine beste Freundin und einen Abschiedsbrief an meine Eltern schreiben. Also setzte ich mich auf einen der Barhocker und tippte die Nachricht für Miranda in mein Handy. Sie wurde ziemlich lang, denn ihr schrieb ich die Wahrheit. Wahrscheinlich würde sie mir kein Wort glauben, ich war ja selbst nicht sicher, ob es wirklich stimmte, was diese Typen behaupteten. Doch irgendwie hatte ich trotzdem das Gefühl, dass es genau so richtig war. Danach griff ich nach dem Block und dem Kuli, die auf dem Tresen lagen, schrieb die wenigen Worte auf, die ich mir während des Packens überlegt hatte, und las sie anschließend noch einmal durch.

*Liebe Mom, lieber Dad,  
mir geht es gut. Seid nicht böse, weil ich weggelaufen bin. Es ist  
nicht eure Schuld, aber ich habe das Gefühl, dass ich es tun muss.  
Bitte sucht nicht nach mir.  
Ich liebe euch, und ich werde zurückkommen.  
Eure Leona*

Feine Tränen rannen meine Wangen hinunter auf das weiße Blatt und hinterließen kleine nasse Flecken darauf. Die Vor-

stellung, meinen Eltern wehtun zu müssen, schmerzte unheimlich. Schweren Herzens legte ich den Brief neben die Kaffeemaschine, wo ihn mein Dad spätestens morgen früh finden würde.

Ich zwang mich dazu, den Blick abzuwenden, und ging in den Flur, um meine braunen Stiefeletten anzuziehen. Kurz entschlossen quetschte ich noch meine schwarzen Nike-Turnschuhe in die schon viel zu volle Sporttasche.

Als ich gerade meine Lederjacke überstreifte, hörte ich Schritte auf der Treppe hinter mir. Meine Mutter wankte die Stufen herunter. Ihre Füße steckten in rosa Häschenpantoffeln, und um ihren Körper wand sich ein ebenfalls rosafarbener Bademantel. Ihre dünnen Haare standen ihr vom Kopf ab, und mit einem mehr als wirren Blick schien sie mich zu betrachten und doch nicht wirklich zu sehen, als sie vor mir stehen blieb. Völlig überraschend für mich, lächelte sie jedoch plötzlich. Sie sah wirklich glücklich aus. So hatte ich meine Mom schon ewig nicht erlebt.

»Mein Kind, ich habe so lange auf diesen Tag gewartet. Weißt du, ich wollte das nicht, aber dein Vater sagte, es ginge nicht anders, und als du dann ...« Sie schluckte, und plötzlich rannen Tränen aus ihren Augenwinkeln, während sie mein Gesicht zärtlich mit ihrer flachen Hand streichelte. Ihre Haut fühlte sich warm und sanft an. »Als du gingst, zerbrach etwas in mir und wurde nicht wieder heil ...« Sie faselte weiter etwas vor sich hin, was keinen Sinn für mich ergab.

Abscheu und Scham fluteten mein Herz und verbanden sich zu einem Gefühl von unendlicher Traurigkeit, das mein Herz in einen tiefblauen, fast schwarzen Strudel riss. Ich nahm ihre Hand fest in meine und versuchte, meine schlechten Gefühle zu unterdrücken, denn ich wollte sie doch trösten, halten, heilen. »Mom, ich muss gehen, um meinetwillen.« Eindringlich sprach ich auf sie ein, damit sie mich verstand, und unglaublich ...

Sie nickte, zuerst zögernd, doch dann bestimmter. »Ich ver-

stehe. Aber bitte versprich mir, mein liebes Kind, dass du zu mir zurückkommst und ich dich nicht noch einmal gehen lassen muss.«

Das brach mir fast das Herz. In ihrer Stimme lagen so viel Traurigkeit und Angst, dass ich nicht anders konnte, als zu nicken und sie in den Arm zu nehmen. »Ich komme wieder«, murmelte ich in ihren Bademantel hinein.

Noch eine ganze Weile standen wir so da, bis sie sich irgendwann von mir löste, meine Tränen wegwischte und mich aus grünen, völlig klaren Augen ansah. »Geh.« Das war alles, was sie sagte.

Ich nickte, schnappte meine Tasche und ging zur Haustür. Nur ein einziges Mal blickte ich mich um, um zuzusehen, wie meine Mutter lächelnd die Treppe hinaufging und im oberen Stockwerk verschwand.

Ein kleines Lächeln stahl sich auch auf meine Lippen, und als ich die Tür zu meinem Elternhaus hinter mir schloss, war mir überraschend leicht ums Herz.

Irgendwie hatte ich erwartet, dass der weiße Porsche am Straßenrand stehen würde, noch bevor das Ziehen in meinem Bauch es bestätigte. Es war dunkel im Inneren, doch ich wusste auch, dass Aydon am Steuer saß.

Mit einem leisen Sirren öffnete sich das Beifahrerfenster, und Freja strahlte mich an. »Wir wussten, dass du kommen würdest. Steig ein, die anderen warten schon.«

Ich nickte nur, öffnete die hintere Autotür und schlüpfte nicht ganz so anmutig wie erhofft auf den Rücksitz. Die ganze Rückbank war mit einem weichen, dunklen Leder überzogen, genauso wie der Rest des edlen Wagens. Ich fühlte mich unwohl in dieser fremden, eleganten Umgebung und noch mehr, als sich der Wagen von meinem Zuhause entfernte. Mit einem mulmigen Gefühl sah ich zu, wie unser Haus immer kleiner wurde und schließlich aus meinem Blick entschwand.

Aydon hatte die ganze Zeit nicht gesprochen, und auch Freja hatte mich, nachdem ich eingestiegen war, in Ruhe ge-

lassen. Doch nun drehte sie sich zu mir um und sah mich mitfühlend an. »War es schwer? Ich meine, sich zu verabschieden?«

Ich zuckte nur mit den Schultern. »Ich habe einen Zettel hinterlassen, ich hasse Abschiede.«

Freja wirkte weder entrüstet noch verwundert, sie nickte nur, als verstünde sie, was ich meinte. Das gab mir das Gefühl, das Richtige getan zu haben, auch wenn ich mich gleichzeitig trotzdem schuldig fühlte. »Wo geht es jetzt eigentlich hin?«, fragte ich, um mich abzulenken.

»Wir treffen uns mit den anderen«, antwortete Aydon, »auf einer Farm außerhalb von Sunnyvale. Und dann verlassen wir diese Stadt.«

Ich runzelte die Stirn. »Die einzigen Farmen sind Bowerhill und die der Godweathers.«

Freja drehte sich wieder zu mir um. »Genau zur Godweather-Farm wollen wir. Ich glaube, ich hab da heute etwas gespürt ... etwas Wichtiges«, murmelte sie kryptisch und drehte sich wieder nach vorne.

Ich runzelte die Stirn und kniff die Augen leicht zusammen, fragte jedoch nicht, was sie damit meinte.

Nach etwa fünfzehn Minuten, na ja, eher zwanzig, weil sich Aydon unterwegs unbedingt noch einen Energydrink holen musste, fuhren wir auf den kleinen Parkplatz, der außerhalb der Farm lag. Am Tor warteten schon drei Gestalten im Schatten. Also gab es noch einen weiteren Halbgott. Ach ja, der hübsche Goth hatte etwas von einer Lissa gesagt. Mich überlief eine Gänsehaut, und das Ziehen in meiner Magengegend wurde stärker. Es zog mich in Richtung Eingangstor zu ihnen und ich hatte schon die Hand am Türgriff, als mich Freja aufhielt.

»Leona? Ich will, dass du weißt, dass egal, was passiert, du immer auf uns alle zählen kannst.«

Ich nickte nur, unsicher, ob ich ihnen vertrauen konnte, aber ich würde es versuchen.

Freja lächelte schwach, wandte sich wieder nach vorn und öffnete nun ihre Tür. Anmutig schwang sie ihre schlanken Beine aus der geöffneten Beifahrertür, während Aydon ebenso elegant ausstieg. Ich dagegen krabbelte eher ungelentk von der Rückbank. Mit einem resignierten Seufzer folgte ich den beiden, die bereits bei Elliot, dem Anführer, Neyla, der Silberhaarigen und einem weiteren Mädchen standen. Es war größer als Neyla, aber kleiner als Elliot. Die Haare der mir Fremden waren etwa so lang wie meine, und von einem tiefen, sattem Dunkelbraun, das mich an Ebenholz erinnerte. Mit ihrem schiefen Lächeln, der kleinen spitzen Nase und dem markanten Kinn war sie genauso hübsch wie Freja und Neyla. Und noch etwas hatte sie mit ihnen gemeinsam: Auch ihre Augen waren außergewöhnlich. Um ihre Pupillen herum war die Farbe weißlich-grau, um dann in ein dunkles Blau zu verlaufen. Ich war nicht im mindesten überrascht, dass auch sie eine Silberkette trug – mit einem Anhänger in Form zweier miteinander verbundener Silberflügel.

»Willkommen bei uns, Leona. Wir freuen uns, dass du dich uns angeschlossen hast«, begrüßte mich Elliot freundlich.

Ganz automatisch erwiderte ich sein Lächeln. Man musste ihn einfach mögen. Er strahlte eine Ruhe aus, die mich an meinen Vater erinnerte. Das fremde Mädchen musterte mich ebenfalls und grinste dann über beide Ohren. »Hi, ich bin Larissa, aber sag ruhig Lissa zu mir, das tun alle.«

Ihr Lächeln war so ansteckend, dass ich auch hier zurücklächelte. »Ähm, okay. Hi, Lissa, es freut mich, dich kennenzulernen.«

»Mich auch! Aber warum mussten wir Leona unbedingt hier treffen?« Sie wandte sich Freja zu.

Ja, das interessierte auch mich brennend. Doch immerhin konnte ich mich so von Kalypso verabschieden, was mir schrecklich schwer fallen würde.

Freja zuckte die Schultern. »Ich weiß es selbst nicht, es war nur so ein Gefühl, als ich Leona heute gesehen habe.«

»Gut, können wir dann los? Ich würde das Ganze hier gern schnell hinter mich bringen.« Aydon, der ein wenig abseits von unserer Gruppe stand, legte seine behandschuhte Hand auf das Tor und schob es auf. »Ich hab nämlich auch ein Gefühl bei der Sache, aber ein ganz mieses!«

Keiner antwortete ihm, als wir ihm folgten, aber irgendwie fühlte auch mich jetzt seltsam. So, als würde uns jemand beobachten. Ich hörte ein leises Rascheln und blieb erschrocken stehen. Gebannt starrte ich ins Dunkle und hätte fast geschrien, als sich ein kleiner Schatten aus dem Gebüsch löste. Doch als rote Haare im Mondlicht aufleuchten, atmete ich auf. »Miranda? Was machst du denn hier?«, zischte ich verblüfft und aufgeregt zugleich.

»Ich wollte mich von dir verabschieden.« Sie kam zu mir und umarmte mich.

»Aber wie ... woher ...?«, stammelte ich, während wir einander festhielten.

»Dafür haben wir jetzt keine Zeit, Leona, aber du sollst wissen, dass du meine beste Freundin bist, und egal, was passiert, du wirst es auch immer bleiben. Ich werde dich auch nicht aufhalten, aber«, sie schob mich sanft von sich und sah mir ins Gesicht, ohne mich loszulassen, »ich bin ganz sicher, dass wir uns eines Tages wiedersehen werden.«

Heiße Tränen rannen über mein Gesicht, und ich hatte das Gefühl, mein Herz würde vor lauter Kummer auseinanderbrechen.

Auch ihre grünen Augen schimmerten feucht. »Pass auf dich auf, Leona.« Sie drückte ein letztes Mal meine Hand, dann drehte sie sich um und verschwand in der Dunkelheit.

Mich ließ sie mit einem Kopf voller Fragen zurück. Doch ich hatte keine Zeit, mir über Mirandas unerwartetes Auftauchen weitere Gedanken zu machen, denn die anderen warteten schließlich auf mich. Eigenartigerweise stellten sie mir jedoch keine Fragen zu meiner Begegnung mit meiner Freundin. Stattdessen gingen wir schweigend weiter, bis wir

den Innenhof der Farm erreichten. Es war ruhig, zu ruhig für ein Gelände, auf dem so viele Pferde lebten. Man hörte nur das leise Plätschern des Springbrunnens. Doch plötzlich unterbrach ein schrilles, panisches Wiehern die unnatürliche Stille.

Kalypso! Mein Blick schnellte zum Stalleingang, aus dem nun auch noch andere Geräusche zu uns drangen, ein schabendes Geräusch von Hufen auf Stein, wüste Flüche einer männlichen Person und erneutes Wiehern.

Noch bevor ich einen Schritt in Richtung des Gebäudes machen konnte, wurde die Tür mit einem Fußtritt aufgestoßen. Ein Typ mit hellen Haaren trat heraus und zerrte Kalypso hinter sich her. Als meine Stute mich erblickte, wieherte sie erneut verzweifelt und versuchte, sich loszureißen. Ohne Erfolg. Ihr Peiniger zwang sie durch einen brutalen Ruck mit dem Strick am Halfter stehenzubleiben.

Das machte mich richtig sauer. »Lass sofort mein Pferd los!«, fauchte ich.

Ich hörte ein leises Lachen, und dann drehte sich der Blonde zu mir um, und der Mond erhellte seine Gesichtszüge. Überrascht schnappte ich nach Luft.

»Was für ein glücklicher Zufall, dass du hier auftauchst, Leona.« Cole Thompsons grüne Augen funkelten mich bestürzt an, und er entblöbte seine perfekten weißen Zähne. »Ich dachte schon, ich müsste dir erst einen Drohbrief schicken, was ziemlich lästig gewesen wäre.« Er stieß ein Lachen aus, aber es klang böse, und als er mich wieder ansah, war sein Blick kalt. »Und du hast Freunde mitgebracht, wie amüsant.«

Ich fand das hier alles andere als lustig, denn er hielt noch immer Kalypsos Strick fest umklammert.

»Lass mein Pferd los!«, wiederholte ich deshalb noch einmal mit mehr Nachdruck und fragte mich gleichzeitig, was er überhaupt hier verloren hatte.

»Das wird er nicht. Wir brauchen es nämlich, um sicher-

zugehen, dass du das tust, was wir wollen.«

Aus dem Schatten trat eine weitere Person, die ich kannte: Trevor, Coles Kumpel. Auch seine Augen wirkten kalt, zu kalt. Leises Rascheln ertönte um uns herum, weitere Leute traten aus allen Eingängen und schlossen uns in einem Kreis ein. Einige kannte ich, es waren Schüler der Sunnyvale High, andere waren älter, und ich hatte sie noch nie gesehen. Aber alle wirkten bedrohlich. Ich schluckte. Auch Mr Godweather war unten ihnen.

Elliot, Aydon, Lissa und Freja nahmen eine leicht gebückte Haltung ein.

*Kampfhaltung.* Ich bekam eine Gänsehaut.

Nur Neyla richtete sich auf und warf ihr silbernes Haar zurück. Bisher hatte es immer ihr Gesicht verdeckt, und jetzt wusste ich auch, warum: Eine schreckliche Narbe zog sich über ihre ganze linke Gesichtshälfte.

»Das war eine Falle«, knurrte Aydon.

»Oh ja, das war es. Nicht unbedingt für euch, na ja auch, aber eigentlich ...«, Cole grinste hämisch, »... wollten wir sie.« Er deutete auf mich.

Ich starrte unseren Footballcrack an, ohne zu verstehen, was seine Worte bedeuteten. Als ich aber zu Kalypso sah, war alles sonnenklar. Ihr Blick sagte eindeutig: Hilf mir.

Ich nickte kaum merklich zum Zeichen, dass ich verstanden hatte, und dann rannte ich los, direkt auf Cole zu.

Mit meinem Angriff schien er nicht gerechnet zu haben, denn als ich ihm meine Schulter gegen die Brust rammte, ging er einfach zu Boden. Der Strick entglitt seiner Hand, und Kalypso war frei. Sofort preschte sie los, aber nicht, um zu verschwinden. Nein, sie blieb in der Mitte des Innenhofs bei meinen neuen Freunden stehen und sah mich erwartungsvoll an.

Dann ging alles ganz schnell. Die Leute, die uns eingekreist hatten, griffen Kalypso und die anderen an. Während es Elliot mit drei Gegnern gleichzeitig aufnahm und Aydon einen Kerl ummähete, der fast zwei Köpfe größer war als er selbst,

legte Lissa eine Schnelligkeit an den Tag, die ich mit bloßem Auge nicht verfolgen konnte. Auch Freja hielt plötzlich eine Peitsche in der Hand und versuchte, alle Angreifer von Kalypso fernzuhalten. Mein Blick huschte weiter. Neyla stand auf der anderen Seite, ihre Arme leicht von ihrem Körper abgespreizt. Seltsame weiß-silberne Lichter flimmerten darüber, und dann schien es, als jagten Abertausende kleine Blitze über sie hinweg. Ich war so fasziniert von dem Schauspiel, dass ich zu spät bemerkte, wie jemand meinen Arm packte und mich unsanft wegriß, weg von meinen Verbündeten.

Steinharte grüne Augen schienen mich zu durchbohren. Cole hatte sich offensichtlich von meinem Tackle erholt, und seine Hand umklammerte mich wie ein Schraubstock. Ich war vor Angst wie gelähmt, denn er hatte einen Dolch in seiner anderen Hand.

»Da die anderen nun beschäftigt sind, können wir ja weiterspielen, kleine Halbgöttin.«

Es war klar, was er vorhatte, auch wenn ich nicht wusste, warum mein Mitschüler mich umbringen wollte. Am liebsten hätte ich geschrien, aber ich konnte mich nicht rühren, und niemand würde mir helfen können. Die anderen waren mit ihren eigenen Gegnern viel zu beschäftigt. Ich sah, wie tapfer sie kämpften und wie sogar Kalypso mit ihren starken Hufen versuchte zu helfen. Wenigstens sie war frei.

Cole hob den Dolch, die Klinge blitzte im Mondschein auf. Verzweifelt schloss ich die Augen, ich wollte mein Ende nicht kommen sehen. In Gedanken sagte ich allen Auf Wiedersehen, die ich liebte. Na ja, die Liste war recht kurz, aber dennoch erschien es mir wichtig. Ich keuchte vor Schmerz und Schreck auf, als mich etwas hart an der Seite traf und ich einen Ruck an meinem Arm spürte. Ich war von Coles Griff befreit, aber ich taumelte unkontrolliert, bis mein Kopf mit etwas schrecklich Hartem kollidierte. Es tat höllisch weh, und ich sah lauter flirrende Punkte vor meinen Augen. Etwas Warmes und Klebriges rann meine Schläfe hinab und

tropfte von meinem Kinn auf den Boden. Als ich endlich wieder etwas sehen konnte und sich der Schwindel halbwegs gelegt hatte, erkannte ich, dass es Blut war. Dickes, warmes Blut, und es tropfte immer weiter auf meine Hand.

Ganz langsam hob ich den Kopf, suchte nach Cole. Doch bei der kleinsten Drehung verschwamm alles um mich herum, und der pochende Schmerz in meinem Schädel nahm mir die Luft. Irgendwann entdeckte ich ihn aber doch. Wie besessen trat er auf eine am Boden liegende Gestalt ein, und das immer und immer wieder. Ihre langen roten Haare hatten sich auf dem Boden verteilt und umrahmten ihren Kopf wie Lava. Auch ohne ihr Gesicht zu sehen, wusste ich, wen Cole da quälte.

*Wieso bist du nicht gegangen, Miranda?*

Sie lag zusammengekrümmt auf der Seite und regte sich nicht mehr. Mein Körper begann, vor Verzweiflung und Panik zu zittern, aber ich war einfach zu schwach, um aufzustehen und ihr zu helfen. Ich konnte nur zusehen, wie Cole den Dolch hob. Mit einem Fußtritt beförderte er Miranda auf den Rücken. Ihr Kopf fiel zur Seite, und ich sah in ihr Gesicht. Ihre tränennassen Augen verrieten ihre Angst und ... Trauer. Cole hob den Dolch über ihre Brust. Ich wollte schreien und zu ihr, ich wollte sie retten, meine einzige richtige Freundin. Aber ich konnte nicht.

Cole ließ den Dolch auf sie hinabsausen. Miranda schenkte mir ein letztes Lächeln, dann bohrte sich die blitzende Klinge in ihr Herz. Ein Ausdruck des Entsetzens trat auf ihr schönes Gesicht, bevor sich ihr Körper langsam verfärbte. Zuerst blau und dann immer heller, bis ihre Haut durchsichtig wurde und wie heißes Kerzenwachs zerfloss. Alles löste sich auf, ihre wunderschönen Haare, ihre starren grünen Augen, und alles sammelte sich in einer einzigen Pfütze zu Füßen ihres Mörders.

»Diese Wassergeister sind echt nervig«, hörte ich Cole sagen, und er lachte, während er die Messerklinge am Ärmel seiner Footballjacke abwischte.

Während ich ihn anstarrte, loderte etwas tief in mir auf. Kein Feuer oder Ähnliches, nein, es war kalt und erbarmungslos, und es wollte freigelassen werden. Es wollte zerstören, zerfetzen. Mein Herz verkrampfte sich, als ich mit einem einzigen lauten Schrei alle Mauern in mir niederriss und die Kälte willkommen hieß wie einen alten Freund. Eine Welle unbändiger Euphorie ergriff mich, als die Kälte über mich hinwegschwappte und mich erzittern ließ. Immer noch schreiend, griff ich nach dieser inneren Kälte und formte sie zu dem, was ich wollte. Der Brunnen hinter mir erzitterte und barst. Unmengen von Wasser schossen in einer gewaltigen Fontäne heraus und beugten sich meinem Willen.

Ich wollte Rache. Rache für Miranda und für alles, was sie hatte erleiden müssen. Das Wasser sammelte sich um mich wie ein Schutzwall. Nur am Rande nahm ich wahr, dass die anderen noch immer kämpften. Ich war zu sehr auf Cole fixiert, der mich immer noch böse angrinste. Er wagte es immer noch zu lachen? Meine Wut übernahm jetzt vollständig die Kontrolle und ließ Wasserfontänen auf ihn niederprasseln. Er wich allen Geschossen aus, was mich vor Wut und Frustration aufheulen ließ.

»Leona, nimm meine Hand«, drang eine flüsternde Stimme an mein Ohr, die ich nicht zuordnen konnte.

Mein vor Wut verschleierter Blick klärte sich, und ich erkannte Freja, die nicht weit vor mir neben Kalypso stand. Noch immer schwang sie zur Abwehr mit der einen Hand die Peitsche gegen ihre Angreifer, doch den anderen Arm hatte sie in meine Richtung ausgestreckt.

»Nimm meine Hand«, wiederholte sie fordernd.

Doch bevor ich sie ergreifen konnte, blitzte etwas Silbernes an meiner anderen Seite auf, und in der nächsten Sekunde bohrte sich Coles Messerklinge in meine Seite. Schmerz, heißer, glühender Schmerz schoss an mir empor und ließ mich taumelnd zurückweichen. Ich sah Cole, der noch immer zufrieden grinste, dann gaben meine Knie unter mir

nach, und ich sank zu Boden. Meine Hand tasteten nach dem Dolch, der aus meiner Seite ragte. Erst jetzt registrierte ich, dass jemand meinen Namen schrie. »Leona!«

Es war Frejas Stimme, und sie hatte noch immer die Hand nach mir ausgestreckt, als wollte sie mir helfen.

Eine gnadenlose Erschöpfung mischte sich unter den Schmerz, der mit jeder Sekunde schlimmer wurde. Mit letzter Kraft reckte ich ihr aber doch noch meine blutverschmierte Hand entgegen. Ich wollte nicht allein sterben. Es trennten uns nur noch Millimeter, als mich die Kraft verließ. Doch Frejas Hand zuckte vor und packte mich so fest, dass ich dachte, sie würde mir meine Hand brechen. Doch sobald sich unsere Hände berührten, zog eine neue Stärke durch mich hindurch. Es war, als wäre ein Schleier von meinen Augen gezogen worden, und ich konnte zum ersten Mal richtig sehen. Ich sah Freja, ihr schockiertes, ebenmäßiges Gesicht, und war fast geblendet von ihrer Schönheit. Sie war vorher schon schön gewesen, aber jetzt sah ich sie, wie sie wirklich war. Hinter ihr begann ein gleißend weißes Licht zu erstrahlen. Es war so hell, dass ich meine Augen schließen musste. Als ich sie öffnete, erblickte ich meine Stute. Es war Kalypso, doch irgendwie auch nicht. Als das Licht langsam erlosch, erkannte ich sie kaum wieder. Ihr ohnehin schon weißes Fell strahlte nun noch heller. Das schwarze Mal auf ihrer Stirn war deutlicher denn je, doch die größte Veränderung waren ihre Flügel. Schneeweiße, engelsgleiche Flügel wuchsen aus ihrem Rücken. Sie schimmerten in allen nur erdenklichen Weißtönen von hellem strahlendem Weiß bis hin zu schillerndem Perlmutter.

*Du bist wunderschön, Kalypso.*

Durch die neue Kraftwelle gestärkt, richtete ich mich auf, immer noch an Frejas Hand geklammert. Ich musste sie beschützen, sie alle. Mein Blick suchte erneut Cole. Er grinste noch immer, doch auch er hatte sich verändert. Sein Gesicht war eingefallen und bleich, die Augen lagen tief in den Höhlen, man konnte nur noch das Weiße sehen. Das Haar hing

schlaff und strähnig in ein entstelltes Gesicht, das von Wunden übersät war. Er sah aus wie ein Zombie. Ekel machte sich in mir breit, doch ich konzentrierte meine noch verbliebene Kraft auf den Mörder meiner besten Freundin. Das Wasser zu meinen Füßen erhob sich drohend und formte sich zu einem einzigen langen Speer, das Grinsen verschwand aus Coles Gesicht, als er langsam zurückwich. Ich drängte das Wasser vorwärts, und es schoss auf ihn zu, er wollte fliehen, aber mein Wasserspeer war schneller. Treffsicher versank der Wasserstrahl in seiner Schulter. Die Spitze des Speeres verfärbte sich rot, und Cole sackte in sich zusammen. Reglos blieb er liegen, und lächelnd beobachtete ich, wie der Wasserspeer zerfiel und sich um Coles Zombiekörper herum eine Blutlache bildete.

Ob es am Blutverlust lag oder an der Gehirnerschütterung, die ich mir wahrscheinlich bei dem Sturz zugezogen hatte, wusste ich nicht, aber plötzlich sackte ich einfach zusammen. Frejas Hand entglitt mir, und ich landete unsanft auf meinen Knien. Mit letzter Kraft zog ich die Klinge aus meinem Körper, die immer noch tief in meinem Fleisch steckte. Das Blut sprudelte heraus und wollte einfach nicht aufhören zu fließen. Nicht einmal, als ich meine Hände auf die Wunde presste. Ich spürte, wie mir schwindelig wurde und ich nach hinten fiel. Doch ich schlug nicht auf. Jemand fing mich auf, und dann fühlte ich große Hände, die ganz sanft meinen Kopf hielten.

»Du wirst nicht sterben, hörst du, Leo?«, flüsterte jemand.  
»Nicht heute.« Immer und immer wieder sagte jemand die Worte, benutzte diesen seltsamen Spitznamen. Es klang beinahe wie die Stimme des Goth ... Dann umging mich die Dunkelheit wie ein Schleier aus wohllichem Nichts.